

4. Identifikation und Selbsterzählung in der feministischen Erinnerungskultur

Am 26. September 1977 schrieb die damals 74-jährige Hilde Radusch an die 33-jährige Ilse Kokula, die im autonomen West-Berliner Lesbischen Aktionszentrum (LAZ) aktiv war: »Ich glaube, daß ich in erster Linie mit Erinnerungen nützlich sein kann.«¹ Ilse Kokula führte Gespräche mit älteren Lesben, die sie in Zeitschriften der Frauen- und Lesbenbewegung veröffentlichte. Der Kontakt von Hilde Radusch zu den deutlich jüngeren Feministinnen verweist auf das Querschnittsthema der Identifikation und Selbsterzählung in der feministischen Erinnerungskultur, das in diesem Kapitel mit Fokus auf das intergenerationelle Gespräch im Zentrum der Untersuchung steht. Die meisten Aktivistinnen der neuen Frauenbewegung haben die Zeit des Nationalsozialismus nicht selbst erlebt und setzten sich somit aus der Position der Nachgeborenen mit dieser Zeit auseinander. Ältere Frauen waren Gesprächspartnerinnen und Vorbilder für die jüngeren Feministinnen, aber auch Partnerinnen im Aktivismus und für die biografische, persönliche Selbstwahrnehmung und Entwicklung von Frauen. Dass einzelne ältere Frauen Anschluss an die Bewegung suchten und auch einige jüngere Feministinnen Kontakt zu Älteren aufnahmen, ist bisher wenig beachtet worden, auch da die Geschichtsschreibung und Selbsterzählung der Bewegung zumeist von der Prämisse eines Bruchs oder Neuanfangs in den 1970er-Jahren ausgeht.² Das Gespräch mit älteren Frauen war jedoch von Anfang an bedeutend. Ältere Frauen hatten Teil an der Erfahrungs- und Wissensproduktion der neuen Frauenbewegung. Dies bezog sich nicht nur auf die historische Selbstvergewisserung der jüngeren Aktivistinnen, auf ihr Interesse an der Geschichte der Frauenbewegungen sowie in der Auseinandersetzung mit der eigenen Herkunft und mit den

-
- 1 H. Radusch an I. Kokula, Brief vom 26.9.1977, in: Nachlass Hilde Radusch, Korrespondenzen u.a. mit Ilse Kokula, FFBIZ B Rep. 500 Acc. 300 Nr. 31.
 - 2 Wolff: Ein Traditionsbruch?; Schaser/Schraut: Einleitung: Die (fehlende) Historiographie zu den Frauenbewegungen in Europa, S. 8; Stange-Fayos/Kwaschik: Zwischen Traditionsstiftung und radikalem Neuanfang.

eigenen Müttern. Auch das Thema der weiblichen Sexualität war eines, bei dem Feministinnen der 68er-Generation auf die Erfahrungen älterer Frauen rekurrierten.³

In diesem Kapitel stelle ich zwei Kommunikationsräume der feministischen Öffentlichkeit ins Zentrum meiner Untersuchung: die feministischen Gesprächsräume und Gruppen an Universitäten und die feministische Presse. Die sich in den 1980er Jahren akademisierende historische Frauenforschung war in ihren Anfängen eng mit der Frauenbewegung verflochten. Studentinnen und Frauen aus dem Hochschulpersonal schufen an den Universitäten Räume der feministischen Öffentlichkeit und begannen, die Wissenschaft und den Wissenschaftsbetrieb einer feministischen Kritik zu unterziehen.⁴ Die Auseinandersetzung mit der Geschichte spielte dabei von Beginn an eine große Rolle und einzelne Pionierinnen der Frauenforschung zum Nationalsozialismus verfolgten erste Forschungsprojekte. Da sie gleichzeitig Aktivistinnen in der Frauenbewegung waren und ihre neuen Forschungsansätze auch in die breite Bewegung trugen, nahmen sie auf die feministische Erinnerungskultur großen Einfluss.

Mit Fokus auf die feministische Erinnerungskultur zum Nationalsozialismus führe ich zunächst in diese Anfänge der Frauenforschung ein (Kapitel 4.1). Dabei setzte ich einen Schwerpunkt auf die Gruppe »Mündliche Geschichte« an der Freien Universität Berlin, die von Annemarie Tröger geleitet wurde. Dieses Pionierprojekt der feministischen Frauengeschichte und Oral History lohnt einer genaueren Untersuchung. Anhand der im Überschneidungsraum von Frauenforschung und Frauenbewegung ausgetragenen Konflikte um den »richtigen« Umgang mit dem intergenerationellen Gespräch über den Nationalsozialismus zeige ich auf, wie Feministinnen über Teilhabe und Deutungslosigkeit diskutierten.

Für das (intergenerationelle) Gespräch über den Nationalsozialismus in der feministischen Erinnerungskultur lassen sich drei Gruppen identifizieren, die darauffolgend im Zentrum meiner Analyse stehen. Zunächst hatten die jüngeren Feministinnen Interesse an Frauen, mit denen sie sich identifizieren konnten: Widerstandskämpferinnen und Lesben (Kapitel 4.2). So interviewten und portraitierten sie zahlreiche Frauen, die als Kommunistinnen oder Sozialdemokratinnen Widerstand gegen den Nationalsozialismus geleistet hatten. Diese Frauen eigneten sich besonders für eine positive Identifikation. Ähnlich verhielt es sich mit älteren lesbischen Frauen. Sie standen in einem differenten Verhältnis zur Mehrheitsgesellschaft, dem einige auch mit politischer Opposition zum Nationalsozialismus Ausdruck verliehen hatten. Besonders lesbische Aktivistinnen der 1970er Jahren fanden in ihnen Verbündete und Identifikationsfiguren zur historischen Selbstvergewisserung.

Eine weitere große Gruppe, mit denen sich Feministinnen eingehend beschäftigten, waren »ganz normale Frauen«, das heißt deutsche, nicht-verfolgte und politisch nicht ak-

3 Vgl. die biografischen Interviews von Alice Schwarzer und Erika Runge mit älteren Frauen (Kapitel 2.2.3). Beachtenswert ist auch das Titelbild des weit verbreiteten Selbsthilfebuchs für Frauengesundheit »Hexengeflüster« (1975), das eine alte Frau zeigt, die sich zu einer Jüngeren neigt und ihr etwas ins Ohr flüstert, vgl. Feministische Gesundheitsrecherchegruppe Berlin: Hexengeflüster, in: FFBIZ – das feministische Archiv e.V. (Hg.): Wir haben sie noch alle! Perspektiven auf Feminismus, Frauenbewegung und Geschichte, Berlin 2018, S. 90–91.

4 Vgl. folgende Auswahl: Hark: Dissidente Partizipation; Bock: Pionierarbeit; Schallner: Widerspenstige Wissenschaft.

tive Frauen, die den Nationalsozialismus miterlebt hatten (Kapitel 4.3). Diese Frauen waren oftmals die Mütter der um 1940 geborenen Feministinnen, gehörten demnach der Frauengeneration an, die in den 1930er und -40er Jahren Mädchen oder junge Erwachsene gewesen waren und ihre ersten Kinder zur Zeit des Nationalsozialismus oder in der Nachkriegszeit bekommen hatten. Das Gespräch zwischen der Töchter- und Müttergeneration war von einem großen Identifikationsbedürfnis geprägt, wenngleich ich auch aufzeige, wie Skepsis und vorsichtiges Herantasten diese Auseinandersetzung prägten. Zwei Themen unterziehe ich in dem Kapitel einer genaueren Untersuchung: Erstens die Vergewaltigung von deutschen Frauen durch alliierte Soldaten 1945. Im Hinblick auf diese sexuelle Gewalt gegen Frauen brachen die Feministinnen ein Tabu, als sie nach den Erfahrungen ihrer Müttergeneration zu Kriegsende 1945 fragten und zahlreiche Erinnerungsberichte veröffentlichten. Zweitens analysiere ich den Film »Deutschland, bleiche Mutter« (1980) der feministischen Regisseurin Helma Sanders-Brahms im Kontext der feministischen Erinnerungskultur. Sanders-Brahms schuf mit ihrem Film ein visuelles und narratives Repertoire über weibliches Leben im und nach dem Zweiten Weltkrieg, auf das in der feministischen Erinnerungskultur mehrfach zurückgegriffen wurde.

Im Folgenden möchte ich demnach zeigen, dass das intergenerationelle Gespräch in der feministischen Erinnerungskultur eine wichtige Rolle einnahm. Es war Bestandteil von Traditionalisierung und Selbstvergewisserung in der Frauenbewegung und unterlag auch bewussten oder unbewussten Auswahlprozessen. So wird erkenntlich, auf wen sich jüngere Frauen beziehen wollten, wer an diesen Gesprächen teilnahm und wer die Fragenden waren. So werde ich im Folgenden verdeutlichen, für welche historischen (Selbst-)Erzählungen über den Nationalsozialismus sich die feministische Öffentlichkeit eignete und welche Themen, Erzählungen und Gesprächspartnerinnen dominierten.

4.1 Beginn der historischen Frauenforschung und Pionierprojekte feministischer Oral History

Die Universitäten waren nicht nur für die Sozialisierung und Politisierung der Studentinnen zur Zeit der Studentenbewegung wichtig, sondern auch für die neue Frauenbewegung.⁵ In den frühen 1970er Jahren, parallel zur Entwicklung von zahlreichen aktivistischen Projekten außerhalb der Universitäten wie die Gründung eigener feministischer Verlage, Buchläden, Zeitschriften und Frauenzentren, trugen die Frauen ihre systemverändernden Forderungen und Interventionen verstärkt zurück in die Hochschulen.⁶ Sabine Hark, die Feminismus an den Hochschulen wissenssoziologisch untersucht hat, schreibt: »Frauen entdeckten die Universität neu als Ort des Lernens und lebendiger Debatten, als Ort der Selbstentdeckung und der Verständigung über gesellschaftliche Anliegen – und als Adressatin ihrer Forderungen.«⁷ Wie die Frauenbewegung Einzug in die Universitäten nahm, ist hier insofern von Interesse, als die Feministinnen sich auch

5 Siehe Kapitel 2.1 und 2.2.

6 Zum Forschungskontext siehe Kapitel 1.

7 Hark: *Dissidente Partizipation*, S. 209.

in universitären Gesprächs- und Publikationsräumen mit der Erinnerung an den Nationalsozialismus auseinandersetzen und anfangen, zum Nationalsozialismus zu forschen. Die frühe historische Frauenforschung war mit der Frauenbewegung und den damals diskutierten und gelebten Strömungen des Feminismus verflochten. In der feministischen Erinnerungskultur war sie eine wichtige Stichwortgeberin und Diskutant:in.⁸ Der Entwicklung der historischen Frauenforschung und ihre Eingliederung in die universitäre Geschichtswissenschaft gebührt eine eingehende wissenschaftshistorische Betrachtung, die an dieser Stelle nicht verfolgt wird.⁹ Hier wird der Fokus auf die Frühgeschichte der historischen Frauenforschung gerichtet, weil zu diesem Zeitpunkt die Verflechtung von Frauenforschung und Frauenbewegung noch am stärksten war.

Dieses Kapitel beginnt mit den sogenannten »Frauseminaren« an Universitäten, aus denen Aktivistinnen die Sommeruniversitäten für Frauen initiierten. Aus ihrem Vorbild und mit dem Bedürfnis, sich vermehrt auf Geschichte zu beziehen, entstanden seit 1978 die Historikerinnentreffen. Diese beiden Foren der frühen historischen Frauenforschung werden hier eingeführt, da sie für die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus eine große Rolle spielten. Es lässt sich fragen, wer an der feministischen Wissensproduktion über (Frauen-)Geschichte beteiligt war. Danach soll es um die methodischen und inhaltlichen Initiativen von Feministinnen gehen. Sie diskutierten konfliktvoll, wie unter dem Anspruch der Identifikation eine feministische Wissenschaft aussehen konnte. Konkret ging es um die geschichtswissenschaftliche Methode der Oral History, die in zwei Projekten an der Freien Universität Berlin unter feministischen Prämissen erprobt wurde. Mit wem wollten und konnten sich die Feministinnen identifizieren, wenn es um die Geschichte des Nationalsozialismus ging? Wie konnte ein Gespräch mit älteren Frauen gelingen? Anhand dieser Fragestellung zeige ich konflikthafte Aushandlungen in der frühen Frauenforschung und in der feministischen Erinnerungskultur auf.

4.1.1 Anfänge der Frauenforschung

In den frühen 1970er Jahren entstanden sogenannte »Frauseminare«¹⁰, die von Studentinnen und Dozentinnen gemeinsam vorbereitet und teilweise über mehrere

8 In einem weit gefassten Verständnis von Erinnerungskultur kann auch der »geschichtswissenschaftliche Diskurs« hierunter subsumiert werden, so: Cornelißen: Erinnerungskulturen. In dieser Arbeit wird an der eingangs eingeführten Definition der feministischen Erinnerungskultur festgehalten (siehe Kapitel 1). Sie meint die Gesamtheit der Bezugnahmen auf die nationalsozialistische Vergangenheit in der feministischen Alternativöffentlichkeit, zu der die frühe historische Frauenforschung auch gehörte. Diese grenzte sich im radikalen Veränderungsprozess der feministischen Öffentlichkeit, wie sie hier bis ca. 1983/84 konzipiert wird, jedoch von den Bewegungsräumen ab und etablierte sich – noch im Austausch mit der Bewegung stehend – im akademischen Umfeld. Dieser Entflechtungsprozess von Frauenforschung und Frauenbewegung wird sowohl in diesem Kapitel als auch in Kapitel 5.2 und Kapitel 6 eingehender in seiner Konflikthaftigkeit und mit seinen Auswirkungen auf die feministische Erinnerungskultur diskutiert.

9 Dies ist Gegenstand der z.Zt. noch nicht veröffentlichten Forschungsarbeit von Berit Schallner, siehe Schallner: Widerspenstige Wissenschaft.

10 Sabine Hark schreibt, Frauenseminare seien zuerst 1972 von der »Uni-Gruppe« des Berliner Frauenzentrums so benannt worden, Hark: Dissidente Partizipation, S. 212.

Semester fortgeführt wurden. Sie verstanden sich als »nicht-hierarchische, solidarische universitäre Kollektive«¹¹. Eine Übersicht für »Frauenspezifische Lehrveranstaltungen«¹² von 1976 zeigt, dass Dozent*innen diese in West-Berlin vornehmlich in den Fachbereichen der Philosophie und Sozialwissenschaften, Erziehungswissenschaften, Nordamerikastudien und Politikwissenschaften anboten.¹³ Geschichte zu studieren war in dieser Zeit nicht »in«, viele politisch bewegte Studierende wählten soziologische und politikwissenschaftliche Studiengänge. Gerade das Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaften (OSI) an der Freien Universität Berlin war eine Keimzelle für die sich ab Mitte der 1970er Jahre entwickelnde Frauenforschung. Hier leitete die Politikwissenschaftlerin Ingrid Schmidt-Harzbach 1975 bis 1976 in drei Semestern in Folge das Seminar »Marxismus und Feminismus«. Dagmar Reese bezeichnet dieses Seminar retrospektiv als »bahnbrechendes Ereignis, zu dem sich Hunderte von Frauen – Studentinnen wie Absolventinnen – einfanden«¹⁴.

Auch historische Themen von Interesse konnten am OSI platziert werden. Die studierte Psychologin und Soziologin Annemarie Tröger, die mit ihrem Beitrag zur »Dolchstoßlegende der Linken«¹⁵ die Frauenforschung zum Nationalsozialismus eingeläutet hatte, bot im Wintersemester 1976/77 erstmalig das Seminar »Frauen im Faschismus« an.¹⁶ Aus diesem entwickelte sich die »Frauengruppe Faschismusforschung«, die eine wichtige Impulsgeberin für die historische Frauenforschung, aber auch für die feministische Erinnerungskultur wurde.

Die Frauenseminare waren jedoch kein West-Berliner Phänomen, so verweist Sabine Hark auf die Initiativen in Frankfurt a.M. und Bielefeld, die sie als »Frauenforschung« *avant la lettre* beschreibt.¹⁷ Annette Kuhn reflektierte das Zusammenspiel von interessierten, fragenden Studentinnen und Rückwirkungen auf sich selbst als junge Professorin in ihrer Autobiografie.¹⁸ Darin beschreibt sie, wie sie Anfang der 1970er Jahre durch ihre Studentinnen auf das Thema Frauen im Nationalsozialismus gestoßen worden sei. Dies habe Kuhn dazu bewegt, den Forschungsstand aufzuarbeiten und davon ausgehend

-
- 11 Reese, Dagmar: Kommentar. Mündliche Geschichte. Ein Charlottenburger Kiez in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus (1982), in: Othmer/dies./Sachse: Annemarie Tröger, S. 204–214, hier: S. 206.
- 12 Frauenspezifische Lehrveranstaltungen an den Berliner Universitäten und Volkshochschulen 1972–1977, in: Gruppe Berliner Dozentinnen (Hg.): Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen – Juli 1976, Berlin 1977, S. 402–408.
- 13 Dass die historischen Seminare keine Vorreiterrolle spielten, schätzen auch Schaser/Schnicke so ein, vgl. Schaser/Schnicke: Der lange Marsch in die Institution, S. 93.
- 14 Reese: Kommentar. Mündliche Geschichte, S. 206.
- 15 Siehe Kapitel 3.1.3.
- 16 Frauenspezifische Lehrveranstaltungen an den Berliner Universitäten und Volkshochschulen 1972–1977.
- 17 Vgl. das gleichnamige Kapitel in: Hark: Dissidente Partizipation, S. 212–217. Zu Frauenseminaren in München vgl. z.B. Verlag Frauenoffensive (Hg.): Frauen in der Universität, München, 1977.
- 18 Zu Kuhn siehe auch Kapitel 3.2.4.

weitere Fragen an die Geschichte zu entwickeln.¹⁹ Rückblickend ordnete sie dies in einen biografisch-generationalen Zusammenhang ein:

»Glücklicherweise wollten meine Studentinnen und Studenten es jetzt genau wissen. Wie hatten ihre Mütter sich 1933 verhalten? Was haben sie in den Jahren 1933 bis 1945 getan? [...] Die Fragen häuften sich. Plötzlich veränderte sich mein Blick auf die NS-Zeit. Die NS-Zeit, ein Höhepunkt in der patriarchal geprägten deutschen Sondergeschichte? War der Nationalsozialismus überhaupt verstehbar, wenn ich mich nicht mit der Frauen- und Geschlechterfrage befasste?«²⁰

Kuhn verwies hiermit deutlich auf den Zusammenhang von biografischer Selbstbefragung und der Entdeckung des Nationalsozialismus als eine Zeit, die die eigenen Eltern miterlebt hatten und der sich junge Frauen auch biografisch näherten.²¹

Ein weiterer Ort der feministischen Wissensbildung waren die Volkshochschulen. Zahlreiche »bekannte« Feministinnen wie Ingrid Schmidt-Harzbach, Gesine Stempel, Barbara Duden, Alice Schwarzer, Jutta Menschik und Sabine Zurmühl leiteten Seminare an West-Berliner Volkshochschulen.²² Daran lassen sich verschiedene Aspekte erkennen: Bezirkliche Träger waren offenbar dazu bereit, Angebote aus der feministischen Bewegung heraus in ihr Programm mit aufzunehmen. Das zeigt, wie die Frauenbewegung in die Breite der Gesellschaft wirkte und sich aus der Alternativöffentlichkeit herausbewegte beziehungsweise die feministischen Gesprächsräume in andere Institutionen brachte. Außerdem macht dies deutlich, dass die Frauen, die an den Universitäten in der Regel die geringer dotierten und überwiegend befristeten Stellen bekleideten, sich gezwungen sahen, ihre beruflichen Aktivitäten auf mehrere Standbeine zu stellen.²³

Sommeruniversitäten für Frauen 1976-1983

Ein Katalysator der feministischen Wissensbildung waren die West-Berliner Sommeruniversitäten für Frauen, die zwischen 1976 und 1983 sieben Mal stattfanden. Die erste Sommeruniversität 1976 und die zweite 1977 wurden von der sogenannten Dozentinnen-gruppe an der Freien Universität organisiert. Mehrere dieser Frauen waren gleichzeitig im autonomen Frauenzentrum aktiv. Ab 1978 widmeten sich verschiedene Frauengruppen des Frauenzentrums und des Lesbischen Aktionszentrums (LAZ) der Organisation. Für das Jahr 1981 hatte sich keine Gruppen zusammenfinden können, die genügend Erfahrungen und Kontakte innerhalb der Szene hatte, um diese große organisatorische Aufgabe zu bewältigen und die gleichzeitig eine autonome, also von anderen Organisationen unabhängige Gruppe darstellte.²⁴ Somit pausierte die beliebte Veranstaltung

19 Vgl. auch Schmidt, Uta C.: Eingreifendes Denken – die Historikerin Annette Kuhn im Geschichtsdiskurs der Bundesrepublik seit 1964, in: *Gender: Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, Jg. 7, H. 3 (2015), S. 44–60, hier: S. 49–50.

20 Kuhn: Ich trage einen goldenen Stern, S. 166–167.

21 Hierzu auch Kapitel 2.2.2.

22 Frauenspezifische Lehrveranstaltungen an den Berliner Universitäten und Volkshochschulen 1972–1977.

23 Schaser/Schnicke: Der lange Marsch in die Institution, S. 85.

24 Schnorrenberg, Krista: In eigener Sache. Sommeruniversität 1981, in: *Courage*, H. 3 (1981), S. 2.

1981, die schon 1977 mit rund 4.000 Teilnehmerinnen zu einer »Massenveranstaltung«²⁵ geworden war.

Die Organisationsgruppen veröffentlichten nach mehreren der Sommeruniversitäten Sammelbände, die die gehaltenen Vorträge und Diskussionen der Veranstaltung dokumentierten. Diese Dokumentationsbände spiegeln die Vielfaltigkeit der Veranstaltungen und den Anspruch feministischer Öffentlichkeit, transparent zu kommunizieren und ihre eigenen Aktivitäten zu reflektieren. Die Sommeruniversitäten waren ein überregionales Diskussionsforum der bundesdeutschen Frauenbewegung mit großer Strahl- und Anziehungskraft. Die erste Vorbereitungsgruppe, die die Sommeruniversität für Frauen ins Leben rief, war aus dem oben genannten Seminar »Marxismus und Feminismus« am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaften an der Freien Universität Berlin entstanden. In der Dozentinnengruppe waren neben der Seminarleiterin Ingrid Schmidt-Harzbach noch weitere Frauen aktiv, die in der Frauenbewegung und Begründung der Frauengeschichte eine wichtige Rolle spielten und in den weiteren Jahren spielen sollten.²⁶ Die Historikerinnen Gisela Bock und Barbara Duden, Pionierinnen der Frauengeschichte, wurden später Professorinnen, Annemarie Tröger, die schon im Aktionsrat und bei Brot und Rosen aktiv gewesen war, trieb als wissenschaftliche Assistentin an der Freien Universität Forschungen zum Nationalsozialismus voran, und Irene Stoehr gründete zusammen mit Barbara Duden und weiteren Frauen im selben Jahr der ersten Frauen-Sommeruniversität die Zeitschrift *Courage*. Die Verflechtungen der Räume und Orte der feministischen Öffentlichkeit zeichneten sich also oft durch personelle Doppelstrukturen und -interessen aus. Sommeruniversitäten, Veröffentlichungen, Zeitschriften und Nachrichtenblätter der feministischen Szene verwiesen aufeinander, kritisierten einander und standen im Austausch, auch überregional.²⁷ Insbesondere die enge Verknüpfung zwischen Sommeruniversität und der Zeitschrift *Courage* wird unter anderem anhand der Doppelveröffentlichungen von programmatischen Texten deutlich.²⁸

Die Sommeruniversitäten versammelten die Themen, Ideen und Streits, die zeitgenössisch in der autonomen Frauenbewegung diskutiert wurden, und spiegeln die damals aktuellen Anliegen in der Bewegung wider. Sie wurden von Frauen aus der ganzen Bundesrepublik besucht, wengleich ein Großteil der Teilnehmerinnen West-Berliner Studentinnen war. Die Sommeruniversitäten waren als Veranstaltungen einzig für Frauen konzipiert und knüpften in ihrer Organisation an bereits erprobte feministische Praktiken an. Dazu gehörten Methoden der feministischen Wissensgenerierung wie das Ausgehen von eigenen Erfahrungen, das Veröffentlichen von Texten in Autorinnenkollektiven und der Ausschluss von Männern, die nur als Betreuer für die Kinder teilneh-

25 Rückblick der Vorbereitungsgruppe, in: Dokumentationsgruppe der Sommeruniversität für Frauen e.V. (Hg.): Frauen als bezahlte und unbezahlte Arbeitskräfte. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen – Oktober 1977, Berlin 1978, S. 524–528, hier: S. 526.

26 Schallner: Widerspenstige Wissenschaft, S. 36.

27 Vgl. z.B. den Bericht einer Gruppe aus München über die 2. Frauen-Sommeruniversität: Sommeruniversität '77, in: frauen-info frauenzentrum münchen, H. November (1977), S. 2–3.

28 Vgl. Bock, Gisela: Feministische Wissenschaft, in: *Courage*, H. 1 (1976), S. 15–16; Dozentinnengruppe: Sommer Uni Frauen Uni, in: *Courage*, H. 1 (1976), S. 17–18.

mender Mütter vor Ort waren.²⁹ Die Sommeruniversitäten waren somit ein Ort der feministischen Öffentlichkeit *par excellence*. Als ein Journalist der Deutschen Presseagentur die erste Sommeruniversität für Frauen wegen des Männer-Ausschlusses als »nicht öffentlich« bezeichnete, schrieb Gisela Bock empört, dies stünde ganz in der »jahrhundertelangen« Tradition des Ausschlusses von Frauen aus öffentlichen Räumen, die per se männlich gedacht seien:

»Ein Mann hat mit seiner ganzen Autorität, die ihm die Institution einer Presseagentur verleiht, verfügt, daß ›öffentlich‹ nur sein kann, wo Männer sind. Wo aber Frauen sich versammeln, herrsche Privatheit. [...] Dagegen setzen wir unsere eigene Öffentlichkeit, unsere autonome Gegenöffentlichkeit. Wir versammeln uns ohne diejenigen, für die wir als bloßes Anhängsel gelten und die für unseren Ausschluß aus der ›Öffentlichkeit‹ verantwortlich sind. Diese Autonomie ist Protest, aber nicht Rache.«³⁰

Damit griff Bock den historisch gewachsenen Dualismus geschlechtergetrennter Räume an und erklärte die feministische Öffentlichkeit als öffentlichen Raum für alle Frauen. Es war jedoch von Beginn an eine Herausforderung, mit den Sommeruniversitäten tatsächlich »alle« Frauen zu erreichen.³¹ Die Vorbereitungsgruppen und Teilnehmerinnen diskutierten laufend, welche Frauen sich von dieser Veranstaltung angesprochen und in ihren Inhalten repräsentiert fühlten. Anlässlich des Fehlens einer Organisationsgruppe für die Sommeruniversität im Jahr 1981 aktualisierte Krista Schnorrenberg in der *Courage* die Feststellung der Vorbereitungsgruppe von 1977, dass diese inzwischen eine »Massenveranstaltung« geworden sei.³² Sie spreche inhaltlich zwar »alle Frauen« an, sei jedoch sehr unübersichtlich geworden und habe nach vier erfolgreichen Jahren erschöpfte Teilnehmerinnen und Organisatorinnen zurückgelassen.³³ Die Sommeruniversitäten auf mehrere Städte aufzuteilen und sie mit Schwerpunktthemen zu einer weniger »breiten« aber inhaltlich »vertieften« Veranstaltung werden zu lassen, hatte schon die Organisationsgruppe der zweiten Sommer-Uni im Rückblick auf die von ihnen selbst als überfrachtet wahrgenommene Veranstaltung vorgeschlagen.³⁴

Die *Courage*-Redakteurin Sigrid Fronius beschrieb diese zweite Sommer-Universität 1977 als eine konfliktvolle Veranstaltung.³⁵ Gerungen wurde um die Teilnahme- und Gestaltungsmöglichkeiten unterschiedlicher Frauen, um gemeinsame oder trennende Sprache, Themen und feministische Ideen. »Oft wurde heftig, polemisch und aggressiv diskutiert«³⁶, etwa über die Kampagne »Lohn für Hausarbeit«. Frauen ohne akademischen Hintergrund seien deutlich in der Minderheit gewesen, obwohl sich die Vorbe-

29 Schallner: *Widerspenstige Wissenschaft*, S. 37.

30 Bock, Gisela: *Frauenbewegung und Frauenuniversität*, in: Gruppe Berliner Dozentinnen (Hg.): *Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen – Juli 1976*, Berlin 1977, S. 15–22, hier: S. 21.

31 Ebd., S. 16–17.

32 Schnorrenberg: *In eigener Sache*.

33 Ebd.

34 Vgl. Rückblick der Vorbereitungsgruppe. Aus diesem Anliegen, fachlich mehr in die Tiefe zu gehen, entwickelten sich die Historikerinnen-Treffen, siehe unten.

35 Fronius, Sigrid: *Sommer-Uni*, in: *Courage*, H. 11 (1977), S. 39.

36 Ebd.

reitungsgruppe bemüht hatte, auch Frauen außerhalb der Universitäten anzusprechen. Dabei wurde es auch zum Streitpunkt, ob die Durchführung von Veranstaltungen sich weniger auf »Expertinnen«-Kreise beschränken und nicht vielmehr »jede Frau« eine Arbeitsgruppe anbieten, sich beteiligen können³⁷ sollte. Dieser Streit um die damals sogenannten »Expertinnen« wurde auch bei den seit 1978 offiziell stattfindenden Historikerinnentreffen geführt. Diese waren von historisch forschenden Feministinnen aus dem verbreiteten Bedürfnis gegründet worden, sich in fachspezifischeren Foren auszutauschen. Das Diskussions- und Forschungsfeld der historischen Frauenforschung musste sich jedoch nicht nur in den akademischen Strukturen behaupten, sondern stand in einem steten Wechselspiel mit der Frauenbewegung.³⁸

Historikerinnentreffen ab 1978

Auf Initiative von zwei Berliner Historikerinnen, die in der Frauenbewegung aktiv waren, trafen sich im März 1977 erstmalig etwa dreißig Frauen auf einem von Frauengruppen betriebenen Bauernhof in Süddeutschland, um über ihre historischen Forschungen zu sprechen. Die Historikerin Ute Frevert, die von Anfang an dabei war, charakterisierte den Großteil von ihnen als »fortgeschrittene Studentinnen«, wenngleich auch einige Frauen teilnahmen, die keine akademische Ausbildung hatten.³⁹ Aus dieser Initiative heraus entstanden die ab 1978 offiziell so bezeichneten Historikerinnentreffen, die bis 1986 in unterschiedlichen Abständen und an verschiedenen Orten stattfanden. Aus einigen gingen Dokumentationen hervor oder Teilnehmerinnen berichteten in feministischen Zeitschriften darüber. Die Zahl der Teilnehmerinnen stieg dabei stetig an, in Wien kamen 1984 rund 600 Frauen zusammen.⁴⁰ Das zeigt die anhaltende Anziehungskraft von Frauenforen und historischen Themen dieser Jahre. Die Historikerinnentreffen waren für die Entwicklung der historischen Frauenforschung sehr wichtig. Was feministische (historische) Forschung sein soll, wurde vom ersten Treffen 1977 an diskutiert. »Frauen im Faschismus« gehörte von Anfang an zu den Kernthemen.⁴¹

Die Historikerinnentreffen führten Praktiken und inhaltlich-methodische Diskussionen der Frauenbewegung fort und spielten diese auch wieder zurück in die feministische Öffentlichkeit. Dazu gehören die Organisation von Kinderbetreuung, der Ausschluss von männlichen Teilnehmern und eine »Frauenfete«.⁴² Von Beginn an ist jedoch auch eine Ausrichtung auf die disziplinen eigenen Methoden und Strukturen zu beobachten; die akademische Geschichtswissenschaft war Referenzpunkt und

37 Ebd.

38 Berit Schallner verweist auf den Beitrag von Barbara Duden und Gisela Bock zur Geschichte der Hausarbeit, in dem sie nach einer geschichtswissenschaftlichen Analyse eine konkrete Verknüpfung zur »Lohn für Hausarbeit«-Kampagne herstellten; Schallner: *Widerspenstige Wissenschaft*, S. 37.

39 Frevert, Ute: *German Woman Historians' Meeting*, in: *History Workshop*, H. 4 (1977), S. 235–236, hier: S. 235.

40 *AG Frauenarbeit in der Geschichte: 5. Historikerinnentreffen*, in: *Hamburger Frauenzeitung*, H. 7 (1984), S. 45.

41 Ebert, Birgit/Stypinski, Renate: *Brauchen wir eine Frauengeschichte?*, in: *Frauenzeitung Frauenzentrum Hamburg*, H. 12/13 (1977), S. 61–62, hier: S. 61.

42 Schallner: *Widerspenstige Wissenschaft*, S. 39.

Sparringpartnerin in der Entwicklung der Frauengeschichtsforschung.⁴³ Die Historikerinnentreffen sind somit ein Überschneidungsraum von der jungen, sich mehr und mehr etablierenden Fachdisziplin, die sich sowohl an den Strukturen und Praktiken des akademischen Betriebs orientierte, als auch an der Alternativöffentlichkeit der neuen Frauenbewegung. Irene Stoehr beschrieb diese Doppelräumlichkeit der feministischen Öffentlichkeit in ihrem in der *Courage* publizierten Bericht zum vierten Historikerinnentreffen 1983:

»Es hat sich inzwischen herumgesprochen, daß Grundsätzliches zum Selbstverständnis der Frauenbewegung nicht mehr unbedingt in Frauenzentren diskutiert wird. Sondern z.B. auch auf Veranstaltungen, die auf den ersten Blick nur Fachtagungen zu sein scheinen. Das seit 1978 fast jährlich stattfindende Historikerinnentreffen ist so eine feministische Öffentlichkeit. Vom 22. bis 25. März 1983 trafen sich zum 4. Mal angehende, fertige, etablierte, arbeitslose, ehemalige und möchtegern Historikerinnen, diesmal in Berlin.«⁴⁴

Irene Stoehr wiederholte dabei den schon 1977 von Ute Frevert beobachteten Eindruck, dass die Historikerinnentreffen durchaus verschiedene Frauen anzogen, die sich in unterschiedlichen Bereichen und aus diversen Motivationen heraus mit Geschichte beschäftigten. Einige waren in professionelle Strukturen eingebunden, andere Teilnehmerinnen jedoch keineswegs. Heute sind die Akteurinnen sichtbarer, die akademische Karrieren gemacht haben, auch da sie oft diejenigen waren, die schon zeitgenössisch aus den Historikerinnentreffen heraus oder über sie publizierten. Irene Stoehrs Bericht von 1983 ist von mehreren Verweisen und Anspielungen auf die Konflikthaftigkeit der Historikerinnentreffen durchdrungen. Stoehr zeigte sich 1983 über die Anerkennung der Professionalisierung von Frauengeschichte erstaunt: Gegen sogenannte »Expertinnen« habe es keine Widersprüche gegeben. Nach der Erfahrung lautstarker Diskussionen bei den Historikerinnentreffen in den Jahren zuvor drückte Stoehr ihre Überraschung darüber wie folgt aus:

»Und erstaunlicherweise erhob sich diesmal kein öffentlicher Protest gegen die »Expertinnen«, die nun ihrerseits auch nicht gezwungen waren, mit jener altfeministischen Binsenweisheit »Expertinnen sind wir doch alle« das aufgebrachte Plenum – ebenso halbherzig wie ganz vergeblich – zu beschwichtigen, was in früheren Jahren schon mal geschehen war.«⁴⁵

Stoehr beschrieb eindrücklich das Ringen um Professionalisierung in den Überlappungsräumen von Frauenforschung und Frauenbewegung. Dies gibt auch Aufschluss über die tendenzielle Dominanz bestimmter Frauen – akademisch gebildeter und forschender Frauen – in diesen Kontexten, die auch für die feministische Erinnerungskultur von Bedeutung ist. Von dem feministischen Ansatz ausgehend, dass jede Frau

43 Ebd.

44 Stoehr, Irene: Strenger Blick zurück. 4. Historikerinnen-Treffen, in: *Courage*, H. 5 (1983), S. 38–39, hier: S. 38.

45 Ebd.

›Expertin‹ ihrer eigenen Erfahrungen sei, formulierten einige Feministinnen Widersprüche gegen disziplinäre Einhegungen.⁴⁶ Feministische Wissenschaft und Praxis standen in einem spannungsvollen Aushandlungsfeld miteinander, dessen Auswirkungen darauf, wie an den Nationalsozialismus erinnert – vor allem mit wem, wie und worüber gesprochen wurde – im Fokus dieses Kapitels steht.

Aus den Berichten der akademisch arbeitenden und sich etablierenden Historikerinnen ist an mehreren Stellen die Tendenz und der Wille zur Abgrenzung zu lesen. So ist der überlieferten Vorbereitung der Arbeitsgruppe zur »Nachkriegszeit« auf dem vierten Historikerinnentreffen 1983 in West-Berlin zu entnehmen, dass Annemarie Tröger als Diskussionsleiterin extra eine Struktur entwickelte, um den Austausch der akademischen Forscherinnen unter einander zu fördern. Sie schlug vor, in der ersten Tageshälfte zunächst die Vorstellung der Forschungsprojekte und die »allgemeine Diskussion« stattfinden zu lassen, jedoch im Anschluss eine »Diskussion unter ›Expertinnen‹« zu ermöglichen, für die sie den gesamten Nachmittag vorsah.⁴⁷ Sie schrieb, es habe in der Vorbereitung dieser Arbeitsgruppe viele Überlegungen dazu gegeben, »wie die unterschiedlichen Interessen der – wahrscheinlich sehr großen Zahl von – Frauen, die sich nur informieren wollen und denen, die tatsächlich an dem Thema arbeiten, unter einen Hut [sic!] zu bringen sind.«⁴⁸

Ute Frevert sprach in ihrem 1986 verfassten Bericht über den Stand der Frauengeschichtsforschung den Historikerinnentreffen die Möglichkeit ab, eine kontinuierliche und konzentrierte Fortentwicklung der Disziplin zu befördern. Die Historikerinnentreffen seien mehr ein »punktueller ›Markt der Möglichkeiten‹« als ein Ort der Etablierung der Frauenforschung als Fachdisziplin.⁴⁹ Die »prinzipiell eher begrüßens- als beklagenswerte Vielfalt« der bundesdeutschen historischen Frauenforschung erklärte sie sich unter anderem aus der fehlenden institutionellen Rückbindung, die auch eine fachdisziplinäre Entwicklung steuere und forme.⁵⁰ Ute Frevert gehörte zu den Pionierinnen, die die Akademisierung der historischen Frauenforschung von Beginn an verfolgten. Der Streit um ›Institutionalisierung vs. Autonomie‹ wurde in vielen Projekten, die sich aus der neuen Frauenbewegung entwickelt und als eigenständige Foren etabliert hatten, mit Leidenschaft geführt. Auch auf dem fünften Historikerinnentreffen 1984 in Wien war es zur scharfen Auseinandersetzung bezüglich dieser Frage gekommen. Die Frauengruppe aus Hamburg, die an der Veranstaltung teilgenommen hatte, schrieb über den Streit: »Der Appell, sich doch nicht in anständige (= autonome) und unanständige Frauen zu unterscheiden, bleibt ungehört.«⁵¹ Das Ringen um Inhalte, Methoden, Positionierungen, erwünschten oder heftig abgelehnten äußeren Struk-

46 Zur feministischen Selbsterfahrung siehe Kapitel 2.2.

47 Brief von A. Tröger, 18.03.1983, in: Nachlass Annemarie Tröger, Historikerinnentreffen vom 23.–25. März 1983 in Berlin, FFBIZ B Rep. 500 Acc. 800 – 344.

48 Ebd.

49 Frevert, Ute: Bewegung und Disziplin in der Frauengeschichte. Ein Forschungsbericht, in: Geschichte und Gesellschaft, Jg. 14, H. 2 (1988), S. 240–262, hier: S. 245.

50 Ebd.

51 Vgl. AG Frauenarbeit in der Geschichte: 5. Historikerinnentreffen.

turen war von Beginn an immanenter Bestandteil der entstehenden feministischen Wissenschaften in verschiedenen Disziplinen.⁵²

Die Etablierung der aus der neuen Frauenbewegung gewachsenen akademischen Zweige ging mit einer Verengung der von ihnen selbst entwickelten Räume einher. Mit der sich professionalisierenden Sprache und Methodik, den Veröffentlichungen in nicht überall erhältlichen Fachjournals und der Etablierung der eigenen Forschungen innerhalb von Institutionen, denen nicht »alle Frauen« angehörten, ist diese Entwicklung der akademischen Frauenforschung zugleich Motor, Folge und Ausdruck des allgemeinen Wandels der feministischen Öffentlichkeit in den 1980er Jahren. Einige drückten Bedauern über diese Entwicklung aus oder übten deutliche Kritik, sahen gar die Bewegung und ihre Ideale verraten.⁵³ Viele Protagonistinnen der sich weiter entwickelnden akademischen Frauen- und Geschlechterforschung hingegen erzählen eine Fortschritts- und Etablierungsgeschichte ihrer jeweiligen Fachdisziplinen, die mit den von ihnen angestoßenen Innovationen dort angekommen seien, wo sie hingehörten.⁵⁴ Franka Maubach liest in den retrospektiven Erzählungen der Pionierinnen der Frauen- und Geschlechtergeschichte eine Trennung der Frauenbewegung von der Frauenforschung im Laufe der 1980er Jahre.⁵⁵ Sabine Hark beschreibt, dass feministische Wissenschaft und Bewegung von ihren Anfängen an in einem widerstreitenden Verhältnis zu einander standen. Dies bedeute nach Hark jedoch nicht, dass diese grundsätzlich nicht voneinander zu unterscheiden seien, wie andere Darstellungen insinuierten.⁵⁶ Der grundsätzliche Konflikt der »Normalisierung« der als gesellschafts- und wissenschaftsverändernden Kräfte angetretenen feministischen Wissenschaften, die sich unweigerlich in die institutionellen Rahmen einschreiben mussten, bestehe bis heute.⁵⁷

Die Akteurinnen der beginnenden historischen Frauenforschung waren in den Verflechtungsfeldern der feministischen Wissens- und Bewusstseinsbildung auch entscheidend an den erinnerungskulturellen Entwicklungen der 1970er Jahre beteiligt. Dies führte dazu, dass sie in einigen Medien und zu einigen Diskussionen und Zeitpunkten besonders wortstark und prominent in die feministische Öffentlichkeit hineinwirkten. Dieser Einfluss war in der Hochzeit der feministischen Öffentlichkeit zwischen 1976 und 1984 generell recht ausgeprägt, wie ich im Folgenden genauer untersuche. Die wissenschaftlich-kritische Sicht, die feministische Forscherinnen in ihren Disziplinen entwickelten, provozierte jedoch auch Gegenstimmen und Konflikte. Diese Aushandlungen stehen hier mit prägnanten Beispielen im Fokus, die das Bedürfnis der Identifikation im Konflikt mit NS-Erinnerung zeigen.

Bevor ich das Spannungsverhältnis zwischen sich akademisierender Frauenforschung und feministischen Ansätzen in der feministischen Erinnerungskultur vertiefe, stelle ich im Folgenden kurz einen prominenten Streit über Frauenforschung an den

52 Hark: *Dissidente Partizipation*, S. 266–267.

53 Vgl. Dackweiler/Holland-Cunz: *Strukturwandel feministischer Öffentlichkeit*.

54 Hark: *Dissidente Partizipation*, S. 264–266.

55 Maubach, Franka: *Konsensuales, kontroverses oder plurales Wissen? Zum Spannungsverhältnis von Frauenbewegung und NS-Frauenforschung in den 1980er und frühen 1990er Jahren*, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, Jg. 21, H. 1 (2010), S. 175–200, hier: S. 181.

56 Hark: *Dissidente Partizipation*, S. 253–254.

57 Ebd., S. 260–262.

Universitäten vor. Dieser zeigt deutlich auf, wie Frauenforschung zeitweise zwischen der Bewegung, der sie entsprungen war und auf die sie sich nach wie vor positiv bezog, und der akademischen Disziplin, in die sie sich einschreiben wollte, stand. Interessanterweise wurde in diesem Konflikt auch ein unpassender Vergleich zum Nationalsozialismus herangezogen.

Bei dem Historikerinnentreffen 1981 in Bielefeld kam es zu einer heftigen, öffentlich ausgetragenen Diskussion. Teilnehmerinnen verwehrten Männern, drei promovierten Historikern der Universität, den Zutritt zu den Veranstaltungen und bestanden darauf, dass die Historikerinnentreffen reine Frauenräume (und somit feministische Räume) blieben. Der an der Universität Bielefeld tätige Professor Jürgen Kocka, dem dies zugetragen worden war, beschwerte sich in einem Brief an die Geschäftsstelle Frauenforschung, die das Historikerinnentreffen ausgerichtet hatte, und ließ diesen gleichzeitig dem Rektor der Universität zukommen.⁵⁸ Er verstieg sich zu dem Vergleich »daß bei anderen Gelegenheiten Wissenschaftler aufgrund ihrer Abstammung, ihrer ›Rasse‹ oder ihres Glaubens diskriminiert wurden.«⁵⁹ Männer müssten an dieser Veranstaltung teilnehmen können, andernfalls diskreditiere sich das Historikerinnentreffen als wissenschaftliche Tagung und sei der Frauenbewegung zuzuschlagen: »Ich schreibe diesen Brief in der Annahme, dass die Veranstaltung eine wissenschaftliche zu sein beanspruchte, und nicht etwa die einer feministischen Selbsterfahrungsgruppe.«⁶⁰ Feministische Räume und wissenschaftliche Räume schlossen sich in seiner Sicht aus. Dieser Konflikt fiel zeitlich zusammen mit dem offenen Antrag eines »Universitäts-schwerpunkt Frauenforschung« an der Universität Bielefeld, der von den Professoren Hans-Ulrich Wehler und Jürgen Kocka mit Bezugnahme auf diesen Vorfall nicht länger unterstützt wurde.⁶¹ Mit dieser Reaktion demonstrierten sie ihre Macht als männliche Professoren, die der Frauengeschichte »ihren Platz auf den unteren Rängen« zuwiesen, wie Angelika Schaser und Falko Schnicke kritisieren.⁶²

In ihrem Antwortbrief wehrten sich die Bielefelder Frauen gegen Kockas anmaßenden Vergleich des Männerausschlusses mit dem Ausschluss von jüdischen Wissenschaftler*innen im Nationalsozialismus. So adressierte die Gruppe ihren Brief »An alle, die ausgerechnet den Frauen Rassismus und Sexismus vorwerfen«⁶³ und begann mit einem Pauschalvorwurf, der Männer als Täter für alle vergangenen und aktuellen Gewalttaten – von den genozidalen Verbrechen des Nationalsozialismus über Gewalt in Partnerschaften bis hin zur militärischen Aufrüstung – deklarierte. »Schweres Geschütz, was wir hier auffahren. Allerdings.«⁶⁴ So relativierten die Autorinnen, ehe sie mit einer mehrseitigen

58 Jürgen Kockas Brief vom 27.04.1981 ist abgedruckt im Anhang der Erwiderung der »AG Frauenforschung« in »Info Frauenforschung 1« und überliefert in: Nachlass Annemarie Tröger, Historikerinnentreffen vom 10.–12. April 1981 in Bielefeld, FFBI B Rep. 500 Acc. 800 – 343.

59 Ebd.

60 Ebd.

61 Schaser/Schnicke: Der lange Marsch in die Institution, S. 88–90.

62 Ebd., S. 90. Zitat Schaser/Schnicke.

63 Offener Brief der AG Frauenforschung, »Info Frauenforschung 1«, Geschäftsstelle Frauenforschung an der Universität Bielefeld, 13.05.1981, überliefert in: Nachlass Annemarie Tröger, FFBI B Rep. 500 Acc. 800 – 343.

64 Ebd., S. 3.

Auseinandersetzung mit den Machtstrukturen an Universitäten und dem Verhalten von männlichen Wissenschaftlern gegenüber der Frauenforschung als neuem Forschungsfeld fortführen. Darin forderten sie scharf dazu auf, dass Männer in Positionen wie Kocka sie bekleidete, sowohl das Thema Frauen in der Geschichte wie auch Frauen als Forschende an Universitäten überhaupt fördern sollten, bevor sie sich um die Teilnahme von Männern an Veranstaltungen zur Frauengeschichte kümmerten. Auch eine Gruppe von 19 Forscherinnen aus Berlin beteiligte sich mit einem offenen Brief an dieser Auseinandersetzung und erklärte die »bundesrepublikanische Geschichtswissenschaft [...] zu den frauenfeindlichsten Institutionen.«⁶⁵

Der Konflikt zeigt, auf welche vehemente Gegenwehr Feministinnen mit ihren Partizipationsprinzipien in den Universitäten stießen.⁶⁶ Diese waren auch innerhalb der Frauenveranstaltungen umstritten und wurden mitunter heftig diskutiert. In diesen Jahren rangen mehrere Historikerinnen um die Einschreibung der Frauengeschichtsforschung in die Institution Universität.⁶⁷ Die Historikerinnentreffen sind nur ein Baustein dieser Entwicklung, die von vielen einzelnen Pionierinnen getragen wurde.⁶⁸ Die »Erfolgsgeschichte« der Historikerinnentreffen ist ihrem Engagement und Durchhaltewillen zu verdanken. Dem gegenüber setzten sich keine vergleichbaren Foren zur feministischen Frauengeschichtsforschung durch. Das zeigt beispielhaft die Geschichte des Scheiterns einer Arbeitsgruppe zum Thema »Frauen und Faschismus« auf einem Frauenkongress 1978 in Frankfurt a.M.: In der *Courage* war ein kritischer Bericht über diese Arbeitsgruppe erschienen.⁶⁹ Die Diskussionen in der Arbeitsgruppe seien nicht zielführend gewesen und die Moderation mangelhaft. Die Teilnehmerinnen aus Hamburg rechtfertigten sich, sie seien ganz unvorbereitet in die Lage der Diskussionsführung gekommen.⁷⁰ Das habe an der fehlerhaften Organisationsarbeit im Vorfeld des Kongresses gelegen. Die Arbeitsgruppe habe deswegen nicht effektiv arbeiten können und eine Fortführung kam nicht zustande, was sie bedauerten. Denn es hätten »viele Frauen, die an diesem Thema interessiert waren, die z.T. auch genauer erklärt wissen wollten, was Faschismus eigentlich ist« an der Arbeitsgruppe teilnehmen wollen.⁷¹

Diese holprige überregionale Zusammenarbeit steht als Gegenbeispiel zu den sehr erfolgreichen Historikerinnentreffen, die vermutlich besser organisiert und vom großen

65 Offener Brief der Berliner Historikerinnen-Gruppe an den Rektor der Universität Bielefeld, in: Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V. (Hg.): Frauengeschichte. Dokumentation des 3. Historikerinnentreffens in Bielefeld, April 1981, München 1981, S. 124–128.

66 Kocka, Jürgen: Kontroversen um Frauengeschichte, in: Bettina Hitzer (Hg.): Die Bielefelder Sozialgeschichte. Klassische Texte zu einem geschichtswissenschaftlichen Programm und seinen Kontroversen, Bielefeld 2010, S. 363–370.

67 Bock, Gisela: Frauenforschung – das Ende der Vernunft in der Geschichte?, in: Geschichtsdidaktik, Jg. 7, H. 1 (1982), S. 105–109; Hausen, Karin: Die Nicht-Einheit der Geschichte als historiographische Herausforderung. Zur historischen Relevanz und Anstößigkeit der Geschlechtergeschichte, in: Hitzer: Die Bielefelder Sozialgeschichte, S. 371–392.

68 Vgl. Bock: Pionierarbeit.

69 Bührmann, Traude: Was heißt hier »politisch«? Kongress in Frankfurt – Die Arbeitsgruppen, in: *Courage*, H. 4 (1978), S. 5.

70 Hexengewitter 1. Gegendarstellung zum »Kongreß in Frankfurt«, in: Frauenzeitung Frauenzentrum Hamburg, H. Juni (1978), S. 20–23.

71 Ebd., S. 21.

persönlichen Engagement und einer breiten Basis von akademischen Frauenforscherinnen getragen waren. Somit wurden die Historikerinnentreffen die Tagung der Wahl. Sie waren, wie gezeigt, nicht nur ein wichtiger Baustein für die Entwicklung der akademischen historischen Frauenforschung, sondern außerdem Zeichen und Dokumentation eines großen und breiten Interesses verschiedener Frauen an Geschichte. Die Verstärkung und Verschriftlichung davon haben zeitgenössisch jedoch vornehmlich die Akademikerinnen vorgenommen.⁷²

4.1.2 Konflikte um feministische Oral History

Im Kontext von feministischer Erinnerungskultur und Identifikation spielte die Oral History eine wichtige Rolle. Oral History ist die geschichtswissenschaftliche Methode, nach der Interviews und Gespräche mit Zeitzeug*innen über die von ihnen miterlebte Geschichte als historische Quelle genutzt werden. Von dieser Methode, deren Kern biografische Erfahrungen und individuelle Erinnerungen sind, machten nicht nur feministische Historikerinnen Gebrauch. Die Oral History als Methode entwickelte sich in den 1930er Jahren in den USA und wurde damals sowohl in einem Projekt angewandt, das die Erinnerungen von US-Präsidenten festhalten wollte, als auch in ersten Interviews mit Nachfahren von Indigenen und Sklav*innen.⁷³ Junge, kritische und veränderungswillige Historiker*innen griffen diese Methode wieder auf und wandten sie auf ihre aus den Alternativbewegungen etablierten Ansprüche von Subjektivität, Erfahrung und Emanzipation an.⁷⁴ Sie etablierten seit Ende der 1970er Jahre Lokal- und Alltagsgeschichte als neue Teildisziplinen der Geschichtswissenschaften, was nicht ohne Konflikte mit der etablierten Fachwissenschaft ablief.⁷⁵ Diese Wissenschaftsrichtung war sehr durch internationalen Austausch geprägt, was auch das zwischen 1976 und 1996 bestehende informelle Netzwerk der International Oral History Association (IOHA)

72 Vgl. u.a. Bock: Pionierarbeit.

73 Leo, Annette: Der besondere Charme der Integration. Einführende Bemerkungen zu diesem Band, in: dies./Franka Maubach (Hg.): Den Unterdrückten eine Stimme geben? Die International Oral History Association zwischen politischer Bewegung und wissenschaftlichem Netzwerk, Göttingen 2013, S. 7–20, hier: S. 9; Niethammer, Lutz: Oral History in den USA. Zur Entwicklung und Problematik diachroner Befragungen, in: Archiv für Sozialgeschichte, H. 18 (1978), S. 457–501.

74 Ein Pionier in der Bundesrepublik war Lutz Niethammer, der sich in diesem Gespräch an die Anfänge der Oral History erinnert: Niethammer, Lutz/Nolte, Paul/Settele, Veronika: Oral History in der deutschen Zeitgeschichte, in: Geschichte und Gesellschaft, Jg. 43, H. 1 (2017), S. 110–145, hier: S. 111–116. Zur Bedeutung von Oral History in den oftmals aus dem Alternativmilieu entstehenden Geschichtswerkstätten in den 1980er Jahre: Wüstenberg: Zivilgesellschaft und Erinnerungspolitik, S. 170.

75 Lindenberger, Thomas: »Alltagsgeschichte« oder: Als um die zünftigen Grenzen der Geschichtswissenschaft noch gestritten wurde, in: Sabrow/Jessen/Grosse Kracht: Zeitgeschichte als Streitgeschichte, S. 74–93.

zeigt.⁷⁶ Die Feministin Annemarie Tröger war von Beginn an und als einzige deutsche Frau in diesem Netzwerk aktiv.⁷⁷

Oral History überschneidet sich mit dem intergenerationellen Gespräch, das Frauen in der feministischen Öffentlichkeit führten und das auch auf die feministische Selbsterfahrung und biografische Selbstthematizierung zurückgeht.⁷⁸ Historisch forschende Feministinnen hinterfragten methodenkritisch die Möglichkeiten, Chancen und Grenzen dieser Methode. Auch die Identifikation mit den Interviewpartnerinnen stand in Frage. So problematisierte Ute Frevert schon in ihrem Bericht zum ersten Historikerinnentreffen 1977 den Identifikationswunsch von Feministinnen mit historischen Frauen. Sie sah darin eine ›Gefahr‹ sowohl für die Frauenbewegung als auch für die Entwicklung einer feministischen Geschichtsschreibung. Geschichte könne hierdurch zu leicht darauf reduziert werden, als ›Legitimation einer spezifischen sozialen Gruppe‹ zu dienen.⁷⁹

Eine besondere Brisanz erhielt diese grundsätzliche Diskussion feministischer Forschung im Zusammenhang mit den ersten Oral History-Projekten in der Frauenforschung. In zweierlei Hinsicht stand die Methode auf dem Prüfstand: erstens im Hinblick auf den direkten Kontakt zwischen Forscherin und befragter Person, zweitens im Hinblick auf die besonderen Spannungen, die die Thematisierung der NS-Vergangenheit mit sich brachte. Wie konnten Wissenschaftlerinnen ältere Frauen nach der – davon gingen sie aus – wenig verbalisierten Vergangenheit fragen? Wie kam man im Gespräch den Werthaltungen und individuellen Handlungsmöglichkeiten in dieser Zeit auf die Spur? Wie standen Interviewerin und Befragte zueinander? Dies alles sind Fragen, die die Entwicklung einer feministischen Oral History von Anfang an begleiteten und auch in der feministischen Öffentlichkeit diskutiert wurden.

Projekt »Mündliche Geschichte« auf der 2. Sommeruniversität 1977

Eine Pionierin und wichtige Schlüsselperson für die Einbringung der Frauenbewegung in die Universitäten und in die Begründung der historischen Frauenforschung war Annemarie Tröger (1939–2013). Ihr Beitrag über die »Dolchstoßlegende der Linken – Frauen haben Hitler an die Macht gebracht« (1976/77) wird als Auftakt der feministischen Forschung zum Nationalsozialismus begriffen.⁸⁰ Die studierte Psychologin gehörte der ersten Generation der neuen Frauenbewegung an. Sie war seit 1961 Mitglied im Sozialistischen Deutschen Studentenbund (SDS) und kurzzeitig im Aktionsrat zur Befreiung der Frau und in der Frauengruppe Brot und Rosen aktiv. Als wissenschaftliche Assistentin an der Freien Universität Berlin trug sie ab 1975 maßgeblich Ideen, Ziele, Methoden und Projekte der neuen Frauenbewegung in die Universität »zurück«. Dort war sie eine wichtige Mentorin und Verbündete in einem Netzwerk von Frauen, die als Begründerinnen

76 Leo: Der besondere Charme der Integration, S. 7.

77 Finnberg, Manja: Die Intellektuellen des internationalen Netzwerks der Oral History. Lebensgeschichtliche Voraussetzungen und Motivationen ihrer Oral-History-Arbeit, in: Leo/Maubach: Den Unterdrückten eine Stimme geben?, S. 21–66, hier: S. 45.

78 Siehe Kapitel 2.2.2.

79 Frevert: German Woman Historians' Meeting, S. 236.

80 Bock/Rentmeister: Interview. Siehe hierzu ausführlich Kapitel 3.1.3.

der feministischen Frauengeschichtsforschung anzusehen sind.⁸¹ Sie baute zusammen mit Tilla Siegel den Arbeitsbereich »Vergleichende Faschismusforschung« am Zentralinstitut für sozialwissenschaftliche Forschung auf.⁸² Aus ihrem Seminar zu »Frauen im Faschismus« 1975/76 entstand die »Frauengruppe Faschismusforschung«, aus der zwischen 1976 und 1979 fünfzehn Diplom- und Staatsexamsarbeiten hervorgingen. Einige der jungen Forscherinnen stellten ihre Arbeiten in kurzen Artikeln in der vielbeachteten Publikation »Mutterkreuz und Arbeitsbuch« (1981)⁸³ vor, die Tröger ermöglicht hatte. Annemarie Tröger engagierte sich auch in der Dozentinnengruppe, die 1976 die erste Frauen-Sommeruniversität ins Leben rief. Als einzige dieser ersten Gruppe war sie auch Teil des Organisationsteams für die zweite Sommeruniversität 1977.⁸⁴

Unter Annemarie Trögers Leitung entstand »im Anschluß an die Sommer-Uni 1976«⁸⁵ das Projekt »Geschichte des Alltags«, eines der ersten Oral History-Projekte der Frauengeschichte. Das Interviewprojekt erhielt ab Mitte 1979 eine Förderung durch die Freie Universität und wurde offiziell unter dem Titel »Mündliche Geschichte: Ein Charlottenburger Kiez in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus« weitergeführt.⁸⁶ Die Mittelgeber strichen die beantragte Finanzierung im Zusageprozess jedoch so stark zusammen, dass die Forscherinnen von den anfangs formulierten Zielen und Ansprüchen kaum noch etwas realisieren konnten.⁸⁷ Da es deswegen nicht gut durchführbar war und die Zusammenarbeit der Beteiligten nach zwei Jahren scheiterte, liefen diesem ersten Oral History-Projekt bald andere den Rang ab.⁸⁸ Die Anfangsphase dieses letztlich in keiner Veröffentlichung aufgegangenen Projekts ist jedoch besonders interessant, weil es als ein erstes Oral History-Vorhaben, das zudem dezidiert aus feministischen Kreisen initiiert worden war, Aufschluss darüber gibt, welche Vorstellungen

-
- 81 Darunter die Dozentinnen Gisela Bock, Ingrid Schmidt-Harzbach, die Studentinnen Dagmar Reese, Gudrun Schwarz, Carola Sachse u.a.
- 82 Othmer: Annemarie Tröger, S. 396–397; Siegel, Tilla: Einführung und Erläuterungen, in: Othmer/Reese/Sachse: Annemarie Tröger, S. 55–63, hier: S. 55–57.
- 83 Frauengruppe Faschismusforschung (Hg.): Mutterkreuz und Arbeitsbuch. Zur Geschichte der Frauen in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus, Frankfurt a.M. 1981.
- 84 Diese Zusammenstellung basiert auf einem selbstverfassten tabellarischen Lebenslauf von A. Tröger, überliefert in: Nachlass Annemarie Tröger, Bewerbungen u.a. Auflistung der Mitarbeit bei Zeitschriften, der Aktivitäten im Bereich der Frauenbewegung und der Planung/Leitung von Forschungsprojekten, FFBIZ B Rep. 500 Acc. 800 – 3. Siehe auch: Kurz-Scherf, Ingrid: »Freier Geist – mutige Frau«. Zum Gedenken an Annemarie (Anna) Tröger, in: *Femina Política*, H. 1 (2013), S. 125–128.
- 85 Dammer, Susanna/Czarnowski, Gabriele/Schwarz, Gudrun: Geschichte des Alltags: Mündliche Überlieferung, in: Dokumentationsgruppe der Sommeruniversität für Frauen e.V. (Hg.): Frauen als bezahlte und unbezahlte Arbeitskräfte. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen – Oktober 1977, Berlin 1978, S. 385–391, hier: S. 387.
- 86 Laufzeit Juli 1979 bis Juli 1981 mit vier wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen (halbe Stellen), siehe: Nachlass Annemarie Tröger, Schlussbericht des Projektes »Mündliche Geschichte – Ein Charlottenburger Kiez in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus«, 1981, FFBIZ B Rep. 500 Acc. 800 – 67.
- 87 Reese: Kommentar. Mündliche Geschichte, S. 207–210.
- 88 Allen voran das sogenannte »LuSiR-Projekt« unter Leitung von Lutz Niethammer: Niethammer, Lutz/Plato, Alexander von (Hg.): Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960, Berlin/Bonn 1983–1985; Reese: Kommentar. Mündliche Geschichte, S. 212–213.

eines intergenerationellen Gesprächs in den 1970er Jahren diskutiert wurden, welche Probleme und Fragen dringlich erschienen.

Annemarie Tröger hielt in einem ersten Entwurf für einen Vortrag über dieses Projekt auf der Oral History-Konferenz in Savannah (USA) im Oktober 1978 die Genese der Vorstudien fest und stellte die Gruppe vor.⁸⁹ Sie seien zehn Frauen zwischen 25 und 35 Jahren und gehörten somit zu der »Generation, die als Jugendliche ihren Eltern am Mittagstisch gegenüber saß und immer wieder fragten: Wie konntet ihr das zulassen? Warum habt ihr nichts getan? – und die immer wieder die gleichen ausweichenden und unbefriedigenden Antworten erhielten.«⁹⁰ Sie seien alle durch die Studentenbewegung geprägt worden, die diesen Generationenkonflikt politisiert habe. Tröger hielt diese soziale und politische Prägung für die Forscherinnen selbst für bedeutend und verwies mit einem Beispiel aus ihrer Projektarbeit auf die existierenden »emotionalen Barrieren zwischen Eltern und Kindern«.⁹¹ So hätten sie in der Forschungsgruppe am Anfang der Zusammenarbeit vereinbart, dass alle Teilnehmerinnen ihre eigenen Mütter interviewen sollten, als Übung und zur Entwicklung eines allgemeinen Interviewleitfadens. Schlussendlich habe keine einzige der teilnehmenden Frauen ihre eigene Mutter befragt. Eine Teilnehmerin habe einen Fragenkatalog an eine Bekannte gegeben, die dann das Gespräch an ihrer statt geführt habe, alle anderen hätten jemand anderen (»Ersatzmütter« schrieb Tröger) interviewt oder ganz auf diese »Vorübung« verzichtet.⁹² Die explizite Auseinandersetzung mit den eigenen Müttern wurde in dem Projekt nicht weiter fortgeführt, Tröger führte diese Episode jedoch an, um vor einem US-amerikanischen Publikum die emotionale und generationelle Verstrickung der Frauenforscherinnen Ende der 1970er Jahre zu verdeutlichen.⁹³

Einem größeren feministischen Publikum stellte die Gruppe »Mündliche Geschichte« ihr Projekt im Oktober 1977 auf der zweiten Sommeruniversität für Frauen in West-Berlin vor.⁹⁴ Ihre Herangehensweise stieß damals offenbar auf heftigen Widerspruch. Darüber berichtete als erste Sigrid Fronius, die 1968 Vorsitzende des Allgemeinen Studierendenausschusses (AStA) an der Freien Universität Berlin gewesen war und nun als *Courage*-Redakteurin in der linken Szene Bekanntheit und Anerkennung genoss.⁹⁵ In ihrem Artikel über die Sommeruniversität hob sie diese Arbeitsgruppe aus rund 60 Veranstaltungen explizit hervor und brachte ihre Kritik nachdrücklich an:

89 Überliefert in: Nachlass Annemarie Tröger, Forschungsprojekt »Mündliche Geschichte«, FFBIZ B Rep. 500 Acc. 800 – 62.

90 Vortragsmanuskript, S. 5, in: ebd.

91 Ebd., S. 6.

92 Ebd.

93 Zur Auseinandersetzung mit den eigenen Müttern siehe Kapitel 4.3.

94 »Geschichte des Alltags: Mündliche Überlieferung«, in: 2. Sommeruniversität für Frauen 3.–8. Oktober '77. Schwerpunktthema: Frauen: Bezahlte und unbezahlte Arbeitskräfte, Programmheft, West-Berlin 1977, S. 3. Die Sommer-Universität war für die Organisatorinnen überraschend mit rund 4.000 Teilnehmerinnen überaus gut besucht, vgl. Rückblick der Vorbereitungsgruppe, S. 526.

95 Hodenberg: Das andere Achtundsechzig, S. 146. Siehe auch die Erinnerungen mehrerer »68erinnen« an Sigrid Fronius und von Fronius selbst, in: Kätzel: Die 68erinnen, S. 36–37, S. 111, S. 115, S. 169, S. 263, S. 281.

»Alle hatten im Kopf, Wissenschaftlerinnen sollten nicht andere Frauen zum Objekt ihrer Analyse machen, aber faktisch passierte es doch, z.B. berichteten Studentinnen stolz, mit welcher ›Interviewstechnik‹ [sic!] sie es schaffen, sich die Aussagebereitschaft alter Frauen zu erschließen. Nicht aus Büchern, sondern mit Hilfe der ›mündlichen Überlieferung‹ wollen sie Geschichte schreiben, Material für ihre Diplomarbeiten sammeln.«⁹⁶

Während sie dieses Vorgehen verurteilte, hob sie die von Ingrid Schmidt-Harzbach vorbereitete Veranstaltung⁹⁷ als die vermeintlich bessere Variante des Gesprächs mit älteren Frauen hervor: »Anders die Arbeitsgruppe ›Erlebte Geschichte – Frauen im Nachkriegsdeutschland‹. Ältere Frauen aus verschiedenen Berufen berichteten selbst über ihre Erfahrungen.«⁹⁸ Die unmittelbare Gesprächssituation mit Miterlebenden, die im Rahmen eines öffentlichen Podiums vorgetragenen Erinnerungen, erschienen ihr der ›ehrlichere‹ Zugang zu den älteren Frauen. Hier wird deutlich, dass in Fronius' Augen die geladenen Zeitzeuginnen als Subjekte ihrer eigenen, hier (mit-)geteilten Geschichte auftreten sollten. Eine Einordnung ihrer Aussagen schien dabei verzichtbar, wenngleich sie anmerkte, es habe in dieser Veranstaltung an »Mut und Zeit, kritische Fragen zu stellen« gefehlt.⁹⁹

Die Gruppe des Projekts »Mündliche Geschichte« verteidigte ihr Vorgehen in einem Leserinnenbrief an die *Courage* und wies den Vorwurf, ihre Gesprächspartnerinnen zu Untersuchungsobjekten zu machen von sich; sie hätten vielmehr versucht, »ein Stück verdrängter deutscher Geschichte aufzuarbeiten, den Nationalsozialismus.«¹⁰⁰ Sie fügten hinzu, dass es ihr Anspruch gewesen sei, bisher nicht sprachmächtigen Frauen dabei zu helfen, über ihr eigenes Leben Auskunft zu geben: »Wir reden mit Frauen, von denen der größte Teil zudem sprachungewohnt ist, Frauen, die niemals gelernt haben, ihre Erfahrungen zu verbalisieren, weil sie niemals gefragt wurden.«¹⁰¹ Der Anspruch ihrer Arbeit sei demnach, subjektives Sprechen zu ermöglichen und im positiven Sinne herauszufordern. Sie gingen von einer ›Verdrängung‹ des Nationalsozialismus aus und konstatierten, dass die Sprachlosigkeit insbesondere in dieser Gruppe der Miterlebenden besonders groß sei. Beiden Umständen gedachten sie mit ihrem Interviewprojekt gegenzusteuern.

Die Gruppe reflektierte ihre Präsentation und die kritischen Rückmeldungen, die sie zu ihrer Arbeit während der Sommeruniversität bekommen hatte, im Nachgang weiter. Das wird aus dem Beitrag zu ihrer Veranstaltung im 1978 erschienenen Tagungsband zur Sommeruniversität deutlich.¹⁰² Den Text verfassten die damaligen Studentinnen Susanna Dammer, Gabriele Czarnowski und Gudrun Schwarz, die mit ihren Forschungsarbeiten und Dissertationen in den 1980er und 1990er Jahren wesentlich zur Entwicklung

96 Fronius: Sommer-Uni.

97 Beschreibung der Veranstaltung im Programmheft: 2. Sommeruniversität für Frauen 3.–8. Oktober '77, S. 41.

98 Fronius: Sommer-Uni.

99 Ebd. Zitat Fronius.

100 AG »Frauen im Alltag«, Berlin: Arbeitsgruppe »Frauen im Alltag« an der Sommer-Uni 11/77. Leserinnenbriefe, in: *Courage*, H. 1 (1978), S. 58.

101 Ebd.

102 Dammer/Czarnowski/Schwarz: *Geschichte des Alltags*.

der historischen Frauenforschung zum Nationalsozialismus beitragen.¹⁰³ In der 1978 erschienenen Publikation beschrieben sie den Prozess des Überdenkens nach der Kritik aus dem Publikum ihrer Veranstaltung, verzichteten jedoch darauf, die Kritik von Sigrid Fronius in der *Courage* zu erwähnen.¹⁰⁴ Sie beschrieben zunächst ihre Motivation zu diesem Oral History-Projekt: In der »historischen Aufarbeitung des Faschismus« seien Frauen fast vollständig übergegangen worden, sie wiederum begriffen die »Generation unserer Mütter« als »historisch relevant« und wollten sich methodisch von den Studien »jüngster Zeit« absetzen, die »Frauen im Faschismus« anhand von NS-Propaganda, Statistiken und politischer Maßnahmen und Gesetzgebung untersuchten.¹⁰⁵ Sie wollten vielmehr der »persönliche[n] und aktuelle[n] Betroffenheit« näherkommen, die mündlich überlieferte Geschichte sei dabei das gewählte Mittel, um »diesen Weg historischer Identifikation als Frauen« zu erarbeiten. Das übergeordnete Ziel ihrer feministischen Wissensgenerierung sollte es sein, »zu lernen, wie mit unseren eigenen Bedürfnissen Politik gemacht werden kann«, wie also Frauen als Objekte von ideologischer Politik sich subjektiv zu dieser verhalten konnten und können.

Die Autorinnen stellten daraufhin den Zugriff ihres Projekts vor. Sie hatten sich für ihre Forschung auf Anwohnerinnen eines bestimmten Stadtteils in Berlin-Charlottenburg konzentriert und mit historischer Kontextualisierung und methodischer Diskussion begonnen, ehe sie die ersten Interviewleitfäden entwickelt und Übungs-Interviews durchgeführt hatten. Sie beschrieben daraufhin die Wege der Kontaktaufnahme zu Frauen in ihrem Untersuchungsstadteil und wie sie die ersten Interviews geführt hatten.¹⁰⁶ Zuletzt reflektierten sie die Vorstellung ihres Projekts auf der Sommeruniversität 1977 und urteilten äußerst selbstkritisch:

»Beim Abhören der Bänder unserer Veranstaltung [...] mußten wir uns doch wundern, weshalb nicht noch mehr Frauen empört waren über die Diskrepanz zwischen der Darstellung unseres Vorhabens und der während der Sitzung tatsächlich erfolgten Demonstration unseres Tonbandmaterials. Im Nachgang ist uns die Auswahl und unsere Interpretation selbst nicht mehr geheuer.«¹⁰⁷

Sie hatten unter »Zeitdruck« für die Vorstellung ihres Projekts auf der Sommeruniversität Kategorien gebildet, in die sie Aussagen ihrer Interviewpartnerinnen eingeordnet und diese beispielhaft vorgestellt hatten. Diese Kategorien, die sie als »Wahrnehmungsebenen« ihrer Gesprächspartnerinnen verstanden, hießen »1. nichts sehen, nichts hören, nichts wissen/2. wissen und distanzieren/3. wahrnehmen vieler Einzelheiten, aber

103 Dammer, Susanna: Mütterlichkeit und Frauendienstpflicht. Versuche der Vergesellschaftung »weiblicher Fähigkeiten« durch eine Dienstverpflichtung (Deutschland 1890–1918), Weinheim 1988; Czarnowski, Gabriele: Das kontrollierte Paar. Ehe- und Sexualpolitik im Nationalsozialismus, Weinheim 1991; Schwarz, Gudrun: Die nationalsozialistischen Lager, Frankfurt a.M. 1990; dies.: Eine Frau an seiner Seite. Ehefrauen in der »SS-Sippengemeinschaft«, Hamburg 1997.

104 Dammer/Czarnowski/Schwarz: Geschichte des Alltags.

105 Ebd., S. 386. Auch die folgenden Zitate ebd.

106 Ebd., S. 387–389.

107 Ebd., S. 389. Auch die folgenden Zitate ebd.

Dominanz der Beeinflussung durch Propaganda/4. Wahrnehmungsebene der Widerstandskämpferinnen«. Im Nachhinein erschien ihnen diese Strategie als »fatale Klassifizierung«, woraufhin sie diese und den gesamten Zugriff der Kategorienbildung als unbrauchbar verwarfen. Zuletzt fügten sie Ausschnitte aus dem Tonbandmitschnitt der Veranstaltung an, unter anderem eine Interviewsequenz, die die Arbeitsgruppe ihrer ersten Kategorie zugeordnet hatte. Darin erzählte eine Frau, von einem BDM-Mädchen als »dreckige Jüdsche« beschimpft worden zu sein, woraufhin ihr Ehemann diese bei der Polizei meldete und richtigstellen ließ, dass seine Frau keine Jüdin sei. Die Gruppe resümierte nun: »Unser damaliges Vorgehen, aus diesen wenigen Sätzen zum Beispiel eine Zuordnung zu einer bestimmten Art von Wahrnehmung treffen zu wollen oder auch die Einstellung der Interviewten zum Rassismus zu konstruieren, ist total willkürlich.«¹⁰⁸ Sie gaben in dem Bericht auch die Wortmeldung einer ZuhörerIn wieder, die es kritisierte, dass sie die älteren Frauen durch diese Präsentation wie »Versuchskaninchen« vorführten. Dieser Vorwurf, den auch Sigrid Fronius in ihrem *Courage*-Bericht ähnlich formuliert hatte, beschäftigte die Arbeitsgruppe im Nachgang eingehend, wie die Autorinnen schrieben. Eine Konsequenz sei gewesen, dass sie sich gegenseitig interviewten, um selbst die Erfahrung der ›Gegenseite‹ zu machen.¹⁰⁹

Die Historikerin Franka Maubach hat dieses Beispiel genutzt, um daran das Spannungsverhältnis und die wechselseitigen Einflussnahmen verschiedener Wissenssysteme aufzuzeigen.¹¹⁰ So sei die Dokumentation dieser Diskussionen innerhalb der Projektgruppe im Frühstadium ihrer Arbeit zur ›Mündlichen Geschichte‹ »ein Glücksfall, weil sich anhand der transparenten Überlieferung der Erkenntnisprozess genau nachverfolgen [...] lässt«.¹¹¹ Außerdem zeige die Debatte zwischen der Projektgruppe und den Besucherinnen der Frauen-Sommeruniversität »wie praktisch-politisches und theoretisch-wissenschaftliches Geschlechterwissen zusammen oder gegeneinander wirken konnten und dass in diesem Fall das Veto feministischer Solidarität erfolgreich war.«¹¹² Die ›feministische Solidarität‹ sei von Frauen aus dem Publikum und mit der Prämisse des Feminismus der 1970er Jahre vorgetragen worden, der eine Frauenunterdrückung als überzeitlich und global begriff. Die »wissenschaftlich-kritische[n] Lesart« der Frauen aus der Projektgruppe, die versucht hatte, ihre Interviewpartnerinnen – beziehungsweise ihre Aussagen – unterschiedlichen Kategorien zuzuordnen, habe dieses »konsensuale Geschlechterwissen« und die identifikatorische Grundpositionierung innerhalb der neuen Frauenbewegung herausgefordert.¹¹³ Maubach versucht daran, unterschiedliche Wissenssysteme innerhalb feministischer Diskussionsräume zu identifizieren und ihre gegenseitigen Bezüge aufzuzeigen. Wegen dieses wissenssoziologischen Ansatzes tendiert Maubach dazu, die Produktions- und Artikulationsräume von feministischem Wissen in unterschiedliche Lager aufzuteilen. Hier besteht die

108 Ebd., S. 390.

109 Ebd., S. 390–391.

110 Maubach: *Konsensuales, kontroverses oder plurales Wissen?*

111 Ebd., S. 185.

112 Ebd.

113 Ebd., S. 184.

Gefahr, die Verflechtungen von Frauenbewegung und beginnender historischer Frauenforschung künstlich auseinander zu gliedern. Dabei sind diese – vor allem zu diesem frühen Zeitpunkt – nicht in zwei homogene Lager von ›wissenschaftlichen Feminismus‹ und ›Bewegungsfeminismus‹ zu scheiden.¹¹⁴

Die Verhandlung der Erinnerung an den Nationalsozialismus unter seinen verschiedenen Beeinflussungsfaktoren kann hier nur in jedem Fall erneut aufgezeigt werden. Narrative, Bilder und Debatten unterlagen dem Zugriff unterschiedlicher feministischer Akteurinnen und Strömungen, wurden teilweise eher in Fachkreisen der Frauenforschung geführt, andere in der Bewegungspresse an ein breiteres feministisch-interessiertes Publikum getragen, einige Themen erhielten besonders viel Resonanz, andere kaum. Das Beispiel der Diskussion des Projekts »Mündliche Geschichte« ist nicht nur interessant, weil es den Prozess und die Reflexion der Oral History-Forschung als Methode *in progress* zeigt, sondern auch, weil sich die Sommeruniversitäten für Frauen in ihrer Funktion als Ideenschmiede der ineinander verflochtenen wissenschaftlichen, wissenschaftskritischen und feministischen Forschungen offenbaren. Unter Berücksichtigung der weiteren Kommunikationsräume treten die strukturellen, oft vor allem personellen Verflechtungen in der feministischen Öffentlichkeit deutlich hervor. Die Akteurinnen erzeugten und ermöglichten gemeinsame Debattenräume in Frauenseminaren an den Volkshochschulen und Universitäten, in ihren Gruppen in den Frauenzentren, in Zeitschriften und Veranstaltungsdokumentationen und erprobten darin intergenerationelle Gespräche.¹¹⁵ Hinsichtlich des Interesses an der Verortung von Frauenerfahrungen bot die NS-Geschichte Reibungsflächen, die konfliktvoll verhandelt wurden. Prämissen wie »Gleichheit und Solidarität« einer feministischen Forschung wurden hier besonders herausgefordert, ein Spannungsfeld, das in diesen ersten Projekten feministischer Oral History erkennbar ist – und offen artikuliert wurde – und bis weit in die 1980er Jahre bestehen blieb.¹¹⁶

Die Arbeit und Korrespondenzen der Wissenschaftlerin und Aktivistin Annemarie Tröger zeigen besonders deutlich, wie sie als Akteurin diese Räume miteinander verband. Sie war nicht nur innerhalb der neuen Frauenbewegung, sondern auch akademisch international vernetzt, nahm erinnerungskulturelle Debatten und Initiativen wahr und wurde zur Ansprechpartnerin für Frauen und Medienschaffende, die an der Geschichte des Nationalsozialismus interessiert waren.¹¹⁷

114 Auf diese Verflechtungen weist auch Maubach hin, die anschließend die identifikatorischen Motive feministischer Historikerinnen und die Konfrontation verschiedener feministischer Positionierungen im »Historikerinnenstreit« darlegt: siehe ebd., S. 186–196.

115 Die Gruppe »Mündliche Geschichte« hatte auch auf einschlägige Buchbesprechungen in der *Courage* 1976/77 mit einem Leserinnenbrief reagiert und die Darstellung von »Frauen im NS« darin scharf kritisiert, siehe Kapitel 3.1.2 zur Rezeption von Maria-Antoinetta Macciocchis Buch »Jungfrauen, Mütter und ein Führer« (1976).

116 Auch Dagmar Reese führt in ihrer Analyse der von Annemarie Tröger federgeführten Oral History-Projekte um 1979 diese Konfliktlinie weiter bis zur Mittäterschaftsdebatte und Historikerinnenstreit (siehe hierzu Kapitel 6.2.1), vgl. Reese, Dagmar: Kommentar. »Ich komme da mit den feministischen Gedanken nicht mit ...« Ein Versuch, Forschung feministisch zu betreiben (1981), in: *Othmer/dies./Sachse: Annemarie Tröger*, S. 154–162, hier: S. 155.

117 Das geht aus ihren Korrespondenzen hervor; so diskutierte Tröger mit ausländischen Kolleg*innen u.a. über den Film »Holocaust« (siehe Kapitel 3.2.2) und 1979 stand sie im Austausch mit der

Annemarie Trögers Biografie-Projekt auf dem Historikerinnentreffen 1981

Den oben beschriebenen Konflikt nahm Annemarie Tröger nach dem Historikerinnentreffen 1981 in Bielefeld wieder auf. Hier hatte sie in der Arbeitsgruppe zu Oral History ihre Arbeit mit der 1903 geborenen Hilde Radusch,¹¹⁸ die als Kommunistin im Nationalsozialismus verfolgt worden war, unter dem Titel »Lebensgeschichtliche Erzählung – Quelle oder Methode für die historische Frauenforschung?« zur Diskussion gestellt.¹¹⁹ Die Reaktionen aus dem Plenum beschäftigten Annemarie Tröger im Nachgang stark. An Hilde Radusch, mit der sie im engen Austausch stand, schrieb sie über das Historikerinnentreffen:

»Die Veranstaltung in Bielefeld war sehr positiv: es [sic!] waren 65 Frauen da, bis zuletzt, was selten ist bei der üblichen Disziplinlosigkeit unter neu-Feministinnen. die [sic!] Frauen waren ganz begeistert. Mein Anliegen [sic!] war ja hauptsächlich herauszufinden, ob und wie man eine Biographie machen kann, ohne nur immer im erzählten ›O-Ton‹ zu bleiben [...] Eine Sache fand ich doch eher komisch: Einige meinten, ich hätte dich insofern ›unterdrückt‹, als dein Lesbisch-sein nur zwischen den Zeilen deutlich wird: etwa, ich hätte eine klare Thematisierung deiner ›Lesben-Identität‹ verhindert. Und zwei [sic!] gingen sogar noch weiter: Ich hätte meine eignen [sic!] ungeklärte (!) sexuelle Identität diskutieren müssen. Auf meinen Einwand, [sic!] daß es schließlich deine Biographie sei und nicht meine, und daß ›Mündliche Geschichte‹ keine ›consciousness-raising‹ [sic!] Sitzung sei, wollten viele nicht akzeptieren. Die meisten sind so fixiert auf die ewigen Psychogespräche [sic!], daß sie sich was anderes, z.B. die Lebensbedingungen von Frauen in den 20er [sic!] Jahren, nur schwer umpolen lassen. und [sic!] zweitens meinen sie, daß ihre eignen [sic!] psychische Befindlichkeit sich bruch- und nahtlos nach hinten verlagern [sic; verlängern; S.Sp.] lasse. Im Grunde sehen sie also immer nur sich selbst. [...] Außerdem waren wohl einige Junglesben einigermaßen verwirrt durch deine klare Identifikation mit deinem Vater.«¹²⁰

Neben der an vielen Stellen dokumentierten regen Streitkultur und Diskussionsfreudigkeit, die die verschiedenen Räume der feministischen Öffentlichkeit kennzeichneten, geben Trögers Äußerungen auch Hinweise auf konkrete Konfliktlinien innerhalb der neuen Frauenbewegung: zwischen Frauen, die analytisch-abstrakter arbeiteten (wie Tröger) und Frauen, die an Konzepten der feministischen Selbsterfahrung festhielten (»Psychogespräche«), Lesben, die das Lesbisch-Sein in den Mittelpunkt gerückt sehen wollten, jüngeren Frauen, die vielleicht Fragen aufwarfen, die Feministinnen, die wie Annemarie Tröger der Pionierinnen-Generation angehörten, längst für sich beantwort-

Körper-Stiftung rund um den Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten, Nachlass Annemarie Tröger, FFBIZ B Rep. 500 Acc. 800 – 58.

118 Zu Radusch ausführlich Kapitel 4.2.3.

119 Seite 2 des Tagungsprogramms »Arbeitstreffen für Frauengeschichte – Universität Bielefeld«, überliefert in: Nachlass Annemarie Tröger, FFBIZ B Rep. 500 Acc. 800 – 343.

120 Brief von A. Tröger an H. Radusch, 18.05.1981, in: Nachlass Hilde Radusch, Korrespondenzen, Tonbandabschriften, Notizen zu Interviews mit Annemarie Tröger (1980–1993), FFBIZ B Rep. 500 Acc. 300 Nr. 3.

tet hatten.¹²¹ Die Felder der feministischen Theorie und Praxis, der sexuellen Identität und die Motivlagen verschiedener Frauengenerationen boten auch in der historischen Frauenforschung zahlreiche Reibungsflächen.¹²²

Diese Reaktionen auf die Vorstellung ihrer Forschungsarbeit veranlassten Annemarie Tröger dazu, ihrer Publikation im Tagungsband zum Historikerinnentreffen, der in diesem Falle als eine Sonderausgabe des Journals *beiträge für feministische theorie und praxis* erschien, einen Diskussionsteil anzuhängen, den sie selbst als »ziemlich hartes Schlußwort an unsere jungen Wissenschaftlerinnen«¹²³ verstand. Dafür nahm Tröger von dem im privaten Brief geäußerten Überdruß gegenüber den in ihren Augen selbstbezüglichen Feministinnen Abstand und konzentrierte sich auf die Diskussion der Methode.

Aus Trögers Ausführungen wird deutlich, dass viele feministische Historikerinnen offenbar den Anspruch hatten, nach Forschungsinterviews mit älteren Frauen zu einem harmonischen Deutungskonzept der erzählten Lebensgeschichte kommen zu wollen. Auch Annemarie Tröger selbst sei ursprünglich eine Anhängerin dieser Idee gewesen.¹²⁴ Tröger verwies einleitend auf den zurückliegenden Konflikt innerhalb der Projektgruppe »Mündliche Geschichte«, der sich an dieser Frage entzündet habe. Die Teilnehmerinnen dieser Forschungsgruppe hätten drei Jahre zuvor (demnach 1978) intensiv darüber diskutiert, wie sie sich zu ihren älteren Interviewpartnerinnen verhalten und positionieren wollten. Kern der »Auseinandersetzung« sei die Frage nach einer »nicht ausbeuterische[n] (feministische[n]) Forschung« gewesen, der Anspruch sei ein »emanzipatorisches Lernen mit den Interviewten gemeinsam«, gar eine gemeinsame Auswertung der geführten Gespräche gewesen.¹²⁵ Diese Diskussionen haben vermutlich im Nachgang der Präsentation auf der Sommeruniversität 1977 stattgefunden, bei der der Gruppe vorgeworfen wurde, die interviewten Frauen wie »Versuchskaninchen« zu behandeln.¹²⁶ Annemarie Tröger versuchte sich darauf folgend an einer gemeinsamen Interpretation eines lebensgeschichtlichen Interviews mit ihrer Gesprächspartnerin zusammen, wengleich sie eingangs zu bedenken gab, dass dies nur möglich gewesen sei, da sie und Hilde Radosch sich intellektuell entsprechend miteinander verständigen konnten. Ihr Ziel war es, die feministischen und emanzipatorischen Ideen der Oral History einer harten Prüfung zu unterziehen.¹²⁷

121 Die Frage einer *identity history* in der queeren Geschichtsschreibung ist bis heute aktuell, vgl. etwa die selbstkritische Reflexion bei: Doan, Laura: *Disturbing practices. History, sexuality, and women's experience of modern war*, Chicago 2013, S. xi, S. 4–5. Ich danke Andrea Rottmann für diesen Hinweis.

122 Über die verschiedenen Generationen in der neuen Frauenbewegung, ihre unterschiedlichen Voraussetzungen und Bedürfnisse: Stoehr, Irene: *Feminismen und politische Kultur. Die westdeutsche Frauenbewegung als Generationenproblem*, in: Halina Bendkowski (Hg.): *Wie weit flog die Tomate? Eine 68erinnen-Gala der Reflexion*, Berlin 1999, S. 154–165.

123 Brief von A. Tröger an H. Radosch, 18.05.1981, in: *Nachlass Hilde Radosch*, FFBIZ B Rep. 500 Acc. 300 Nr. 3.

124 Reese: Kommentar. »Ich komme da mit den feministischen Gedanken nicht mit ...«, S. 156.

125 Tröger, Annemarie: »Ich komme da mit den feministischen Gedanken nicht mit...«. Ein Versuch, Forschung feministisch zu betreiben, in: *beiträge zur feministischen theorie und praxis*, H. 5 (1981), S. 39–49, hier: S. 39. Zitate Tröger.

126 Siehe oben.

127 Tröger: »Ich komme da mit den feministischen Gedanken nicht mit...«, S. 40.

Annemarie Tröger kam zu einem geteilten beziehungsweise einschränkenden Urteil und stellte damit die Realisierbarkeit einiger Forderungen aus der feministischen Historikerinnen-*community* infrage. Der Ausspruch von Hilde Radusch, den sie ihrem Aufsatz als Titel vorangestellt hatte, »Ich komme da mit den feministischen Gedanken nicht mit«, verstand sie als »eine deutliche Ablehnung meines Herantragens heutiger feministischer Vorstellungen und Normen an ihre elterliche Familie und an ihre eigenen Lebensverhältnisse«¹²⁸. Interviewerin und Interviewte agierten »in zwei verschiedenen Bezugssystemen«, die auch mit ihren unterschiedlichen Motivlagen für das Gespräch zusammenhingen; während die zumeist jüngere Fragende aus Erzählungen von Vergangenen Veränderungsantrieb schöpfe, wollte die zumeist ältere Erzählende einen versöhnlichen oder stimmigen Rückblick auf ihr Leben werfen. Die Fragende stelle einen »äußeren Zusammenhang« her, indem sie die Erinnerungen in historische und analytische Strukturen einordne, die Erzählende ziele auf einen »inneren Zusammenhang« ihrer Lebensgeschichte.¹²⁹ Diese unterschiedlichen Positionen und Motivlagen müssten unbedingt Berücksichtigung finden und hatten in Trögers Augen auch beide ihre Berechtigung. Trotz dieser grundlegenden Differenzen könne eine Zusammenarbeit entstehen, wenn die Gesprächspartnerinnen nicht durch »wesentliche[n] Klassen-, Bildungs- oder Kulturbarrieren« oder unüberbrückbare politische »Differenzen« getrennt seien.¹³⁰ Doch Annemarie Tröger hielt geradezu warnend fest:

»Aber schon dieser Idealfall zeigt, daß eine gemeinsame Wissenschaft kein harmlos-freundliches Plaudern mit ›Omis‹ um den Kaffeetisch sein kann. Wer harte und offen ausgetragene Konflikte scheut, sollte erst gar nicht damit anfangen, denn die in der Frauenbewegung so beliebten atmosphärisch ausgetragenen Konflikte wären für viele alte Frauen tödlich – und das meine ich wörtlich. Altenfürsorge ist eine wichtige und aufreibende Sache, aber es ist keine emanzipatorische Wissenschaft.«¹³¹

Ob emanzipatorische Wissenschaft gelingen könne, hielt Tröger somit ein Stück weit offen, der steinige Weg jedoch schien mit ihrem Versuch einer gemeinsamen Auswertung von Raduschs Lebensgeschichte beschritten. Dass die theoretischen Ideale einer intergenerationellen Begegnung unter feministischen Vorzeichen einer alltagspraktischen Umsetzung nicht gänzlich standhalten konnten, formulierte sie damit deutlich.¹³² Tröger drückte abschließend ihre Sorge aus, dass die enormen Spannungen zwischen den Ansprüchen der Frauenbewegung und einer feministischen Wissenschaft und den Anforderungen und Auswahlmechanismen des Universitätsbetriebs dazu führen würden, dass die »Mündliche Geschichte« ihre hehren Ziele einer sozialkritischen und gesellschaftsverändernden Wissenschaft nie erreiche.¹³³

128 Ebd., S. 48. Auch die folgenden Zitate ebd.

129 Ebd. Hervorhebungen im Original.

130 Ebd. Zitate Tröger.

131 Ebd., S. 48–49.

132 Auch Dagmar Reese urteilt in ihrer Analyse des Beitrags, dass die Methode »kaum für den wissenschaftlichen Alltag« taugte, jedoch »an einem einzigen Beispiel scheinbar gelungen« sei, vgl. Reese: Kommentar. »Ich komme da mit den feministischen Gedanken nicht mit ...«, S. 161.

133 Tröger: »Ich komme da mit den feministischen Gedanken nicht mit...«, S. 49.

Diese Skepsis, ob eine ihren Ansprüchen genügende und gleichzeitig im Forschungsbetrieb überlebensfähige Oral History-Arbeit überhaupt möglich sei, durchzieht mehrere Papiere von Annemarie Tröger zu ihren Projekten. In ihrem Abschlussbericht zu dem Projekt »Mündliche Geschichte – Ein Charlottenburger Kiez in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus« (1981) diskutierte Annemarie Tröger die Methode der Oral History erneut kritisch. Da diese »im Begriff ist, zu einer intellektuellen Mode zu werden, mit ungeheuren Erwartungen überfrachtet« könne nur eine eingehende methodisch-theoretische Diskussion zu Erfolgen und letztlich zu einer positiven Etablierung der »Mündlichen Geschichte« als neuem geschichtswissenschaftlichen Zugriff führen.¹³⁴ »Denn die Modewelle der kurz redigierten und schnell publizierten lebensgeschichtlichen Erzählungen oder Interviewausschnitte, die als besonders originäre ›Geschichte von unten‹ verkauft wurde, hat sich inzwischen auch schon gebrochen.«¹³⁵ Mit der letztgenannten Einschätzung lag Annemarie Tröger jedoch falsch, wie der ›Geschichtsboom‹ der 1980er Jahre zeigen sollte.

4.2 Intergenerationelles Gespräch mit Lesben und Frauen aus dem politischen Widerstand

Die Beschäftigung mit Frauenleben in der Vergangenheit erfüllte für einige Feministinnen einen wichtigen Zweck der Selbstvergewisserung: Sie waren mit ihren Anliegen nicht allein in der Geschichte. Das Fremdheitsgefühl, das Anecken in der Gesellschaft, das politische Ringen um die eigene Position, all das hatten auch schon Frauen vor ihrer Zeit durchlebt. Die Suche nach den »Schwestern von gestern« war ein Schlagwort der Bewegung, das in der Zeitschrift *Emma* zu einer Rubrik wurde. Die gefühlte »Geschichtslosigkeit« der neuen Frauenbewegung wird von zahlreichen Aktivistinnen erinnert.¹³⁶ Einige Feministinnen fingen an, aktiv nach den Spuren historischer Frauen und Frauenrechtlerinnen in Archiven und Bibliotheken zu suchen. Nicht alle waren selbst Historikerinnen oder Studentinnen der Geschichte. So beschreibt es auch die Journalistin und Aktivistin Alice Schwarzer retrospektiv, die mit Ursula Scheu, Renate Bookhagen und Sabine Zurmühl 1975 den ersten *Frauenkalender* herausgab. Für dieses, eines der ersten Publikationsprojekte der Frauenbewegung, habe die Suche nach ihren Vorgängerinnen ganz am Anfang gestanden.¹³⁷ Der ab 1975 jährlich erscheinende Kalender war gespickt mit biografischen Notizen über Frauenrechtlerinnen wie Helene Lange, Louise Otto-Peters oder »die Suffragetten«¹³⁸; später auch mit Informationen zu Widerstandskämpferinnen gegen den Nationalsozialismus wie Mildred Harnack, Käthe Larsch und Johanna Kirchner.¹³⁹

134 Abschlussbericht, S. 6–7, in: Nachlass Annemarie Tröger, FFBIZ B Rep. 500 Acc. 800 – 67.

135 Ebd. S. 7.

136 Wolff: Ein Traditionsbruch?, S. 258; Bock: Pionierarbeit, S. 89–90.

137 Schwarzer: Lebenslauf, S. 298.

138 Bookhagen u.a.: Frauenkalender '75.

139 Scheu, Ursula: Frauenkalender '80, Berlin 1979.

Gerade in den frühen Jahren der neuen überregional vertriebenen Zeitschriften *Emma* und *Courage* ist ein Fokus auf die Protagonistinnen der ›alten Frauenbewegung‹ sichtbar. *Emma* portraitierte in der Rubrik »Unsere Schwestern von gestern« die Granden der Frauenrechtsbewegung.¹⁴⁰ *Courage* veröffentlichte eine Bandbreite von Artikeln etwa über die Zeitschriften der alten Frauenbewegung, Geburtshilfe sowie über Künstlerinnen und Frauenrechtlerinnen.¹⁴¹ Aus den oft mehrseitigen und reich bebilderten Artikeln mit historischen Überblicken über die historischen Frauenrechtsbewegungen spricht das Bedürfnis, eine Orientierung über die Vorgängerinnen zu gewinnen und sich selbst in Tradition zu ihnen zu verorten.¹⁴² Damit leisteten die Feministinnen der neuen Frauenbewegung eine nicht zu unterschätzende Traditionalisierung der Frauenbewegungen des 20. Jahrhunderts. So geht Kerstin Wolff davon aus, dass die konservativen Frauenverbände nach 1945 die linken Strömungen der ›alten Frauenbewegung‹ bewusst ignoriert hatten. Damit zementierten sie den Traditionsbruch des Jahres 1933, da sie sich nach 1945 nur auf die konservativen Strömungen der Weimarer- und Kaiserzeit bezogen hatten. Erst das Wiederentdecken und Anknüpfen der neuen Frauenbewegung an die als ›radikal‹ bezeichneten Frauenrechtlerinnen von vor 1933 habe das breite Feld der Frauenrechtsbewegung, wie es sich um die Jahrhundertwende dargestellt habe, wieder vervollständigt.¹⁴³

Doch in der Suche nach historischen Vorgängerinnen ging es nicht nur um die Vergewisserung, dass die neue Frauenbewegung auf eine langjährige – wenn auch als verschüttet wahrgenommene – Tradition der Kämpfe um Frauenrechte zurückblicken konnte, sondern um die gleichzeitige Formierung des eigenen Bewegungskollektivs.¹⁴⁴ Selbstvergewisserungspraktiken wie die Bezugnahme auf eine gemeinsame Geschichte konstituieren soziale Bewegungen und tragen zu ihrer kollektiven Identitätsbildung bei.¹⁴⁵ Auch die Gründung von eigenen Archiven ist Ausdruck dieses bewegungsintimenten Bewusstseins für die eigene Geschichte. So suchten die Initiatorinnen des Berliner Frauenforschungs-, Bildungs- und Informationszentrums (FBIZ) von Anfang an Kontinuitätslinien zur alten Frauenbewegung.¹⁴⁶

140 Hier nur beispielhaft: Bookhagen, Renate: Louise Otto-Peters. Unsere Schwestern von gestern, in: *Emma*, H. 1 (1977), S. 50–51; dies.: Hedwig Dohm. Unsere Schwestern von gestern, in: *Emma*, H. 2 (1977), S. 54–55; Büsche, Berta: Mary Wollstonecraft. Unsere Schwestern von gestern, in: *Emma*, H. 3 (1977), S. 56–57.

141 Schöfthaler, Ele: Die Alternativen gab es schon. Kliniken der alten Frauenbewegung, in: *Courage*, H. 4 (1976), S. 11; Lee, Marion: Alma Schindler – Frau Mahler (1879–1964), in: *Courage*, H. 4 (1976), S. 14–15; Schöfthaler, Ele: Vergessene Frauenpresse. Zwischen Korsett und Politik, in: *Courage*, H. 2 (1977), S. 40–41; Dietze, Gabi: George Sand. Weil man es ihr zur Pflicht machte..., in: *Courage*, H. 5 (1977), S. 10–12; Mühlfriedel, Elisabeth: Emma Goldmann 1869–1940. Anarchistin und Feministin, in: *Courage*, H. 11 (1977), S. 32–35.

142 Vgl. Schöfthaler, Ele: 100 Jahre Frauenbewegung, in: *Courage*, H. 3 (1976), S. 39–40; dies.: Der Geist des alten Polizeistaates. Frauenbewegung vor 100 Jahren, in: *Courage*, H. 5 (1977), S. 7–9; Kaleidoskop zur Frauengeschichte, in: *Courage*, H. 9 (1977), S. 28–33.

143 Wolff: Ein Traditionsbruch?, S. 273–274.

144 Vgl. Lenz: Wer sich wo und wie erinnern wollte?, S. 255.

145 Roth/Rucht: Einleitung, S. 13.

146 Zu den feministischen Archiven siehe auch meine Ausführungen in Kapitel 1.

Die Archivgründungen dienten gleichzeitig der eigenen Selbsthistorisierung.¹⁴⁷ Der Drang, die eigene Bewegung zu dokumentieren, entsprang auch der Feststellung, auf so wenig zugängliche Überlieferungen von etwaigen Vorgängerinnen zu stoßen. Die Feministinnen archivierten Dokumente aus ihren eigenen Arbeitsgruppen, sammelten gezielt Zeugnisse aus den Frauenbewegungen und stellten die Anfänge und Entwicklungen ihrer eigenen Bewegung in Publikationen dar.¹⁴⁸ Die Erkenntnis, dass die vermeintlich ›weiblichen‹ Sphären des ›Privaten‹ keine Wertschätzung und historische Beachtung gefunden haben, führte auch zu einer Suche nach neuen historischen Quellen wie alltagsgeschichtlichen Zeugnissen von Frauen und Interviews mit älteren Frauen.¹⁴⁹ Damit knüpften die Feministinnen an Praktiken der feministischen Selbsterzählung an, die seit Beginn der Bewegung ein wesentlicher Bestandteil der Ermächtigungspraxis und Wissensgenerierung waren.¹⁵⁰

Das intergenerationelle Gespräch wurde so zu einem Ort der positiven Identifikation und Orientierung. Jüngere Frauen fanden in Älteren weg- und handlungsweisende Vorbilder.¹⁵¹ Sie fragten sie nach ihren Erfahrungen und politischen sowie persönlichen (Überlebens-)Strategien. Frauen, die den Nationalsozialismus miterlebt hatten, mussten somit – um als Vorbild in Frage zu kommen – in Opposition zum Regime gestanden haben.¹⁵² So lag es nahe, dass die oftmals durch die politisch linke Studentenbewegung geprägten Feministinnen zu Frauen Kontakt suchten, die engagierte Kommunistinnen, Sozialistinnen oder Sozialdemokratinnen im aktiven Widerstand gegen den Nationalsozialismus gewesen waren. Denn der Nationalsozialismus verhinderte eine vorbehaltlose positive Identifikation nicht nur mit der unter NS-Verdacht stehenden Elterngeneration, sondern auch mit den Teilen der ›alten Frauenbewegung‹, die zum ›bürgerlichen‹

147 Zu Frauenbewegungsarchiven vgl. Bock, Jessica/Kiupel, Birgit: Die Geschichte und Bedeutung von Frauen-/Lesbenarchiven und -bibliotheken für die Traditionsarbeit innerhalb der Frauenbewegung, in: Schaser/Schraut/Steymans-Kurz: *Erinnern, vergessen, umdeuten?*, S. 228–254.

148 Schrader-Klebert, Karin: *Die neue Frauenbewegung – so fing es an*, in: Emma, H. 2 (1981), S. 20–30; Schwarzer, Alice: *So fing es an! 10 Jahre Frauenbewegung*, Köln 1981. Diese Publikationen setzen die Kampagne gegen den §218 1971 als Anfang der Bewegung. Spätere ›Jubiläumspublikationen‹ orientieren sich an 1968 als Beginn, so: Schlaeger: *Mein Kopf gehört mir*; Soden, Kristine von/Schmidt, Maruta (Hg.): *Der große Unterschied. Die neue Frauenbewegung und die siebziger Jahre*, Berlin 1988. Auch im *Frauenkalender '75* verzeichneten die Herausgeberinnen ›erinnerungswürdige Jubiläen der eigenen Bewegung, etwa die Gründung des Berliner Frauenzentrums am 1. März (1973) oder am 11. März ›1972 erster überregionaler Frauenkongreß in Frankfurt (400 Frauen aus 36 Gruppen) – Geburtsstunde der dtsh. Frauenbewegung‹, vgl. die entsprechenden Daten in: *Bookhagen u.a.: Frauenkalender '75*.

149 Grubitzsch: *Frauen machen Geschichte*, S. 158–159; Hausen, Karin: *Einleitung*, in: dies.: *Frauen suchen ihre Geschichte*, S. 7–20, hier S. 7–11.

150 Siehe Kapitel 2.2.

151 Die Frauen aus der ›ersten‹ und ›zweiten‹ Generation der neuen Frauenbewegung waren i.d.R. im Zweiten Weltkrieg oder in der Nachkriegszeit geboren. Vgl. hierzu Stoehr: *Feminismen und politische Kultur*, S. 155–158.

152 Ein Themenheft des Münchener Verlags Frauenoffensive zeigt, welche Frauen außerdem als Inspiration und Vorbild dienten: Verlag Frauenoffensive (Hg.): *›Leben gegen jegliche Orthodoxie‹*. Gertrud Baer, Lotte Schwarz, Agnes Smedley, Simone Weil, München, 1978.

Lager gehörten.¹⁵³ Auch Frauen aus der Lesbenbewegung suchten nach der Geschichte ihrer Vorgängerinnen.¹⁵⁴

Die Feministinnen betrieben somit Gedächtnisaktivismus, das heißt, sie brachten bewusst die Erinnerung an historische Frauen in die aktive erinnerungskulturelle Aushandlung.¹⁵⁵ In diesem Kapitel möchte ich aufzeigen, wie diese überwiegend von positiver Identifikation geprägte Aushandlung über Frauen im Widerstand gegen den Nationalsozialismus und Lesben aussah. Aus welcher Motivation heraus sprachen die jüngeren Frauen mit ihnen, wessen Biografien entdeckten sie und wie gestaltete sich das intergenerationelle Gespräch? Welche Akteur*innen nahmen daran noch teil? Wie erlebten die befragten älteren Frauen das Interesse der jüngeren Feministinnen?

Ich führe zunächst in das breite Spektrum der Berichte und Gespräche mit älteren Frauen in der feministischen Öffentlichkeit ein, ehe ich das intergenerationelle Gespräch mit Frauen aus dem Widerstand fokussiere. Für die Identifikation mit älteren Lesben steht die Arbeit von Ilse Kokula (geb. 1944) im Fokus, die das intergenerationelle Gespräch zwischen Lesben pionierhaft vorantrieb. Daraufhin untersuche ich Hilde Raduschs (1903–1994) Wirken in der neuen Frauenbewegung genauer. Sie war, wie gezeigt wird, als ältere Frau, lesbische Aktivistin und ehemals Verfolgte im Nationalsozialismus eine hervorzuhebende Persönlichkeit im intergenerationellen Gespräch in der feministischen Öffentlichkeit.

4.2.1 Ältere Frauen in der feministischen Öffentlichkeit

Direkt im ersten Heft der *Emma* findet sich ein Artikel über »Unsere älteste Leserin«, die damals 84-jährige Elisabeth Lorenzer (ein Pseudonym), die vor der NS-Zeit in der Wandervogelbewegung aktiv gewesen war.¹⁵⁶ In der *Courage* stand ein Artikel über die ehemalige Kommunistin Hilde Radusch in der dritten Ausgabe der Zeitschrift 1976 am Anfang einer Reihe von Portraits und Interviews mit weiteren Frauen.¹⁵⁷ Es kamen Beiträge hinzu wie der über die Schweizerin Berta Rahm, die einen Frauenverlag betrieb und generationell als Bindeglied zwischen der »alten« und neuen Frauenbewegung fungierte,¹⁵⁸ ebenso wie Elly Steinmann, Protagonistin der westdeutschen Frauenfriedensbewegung der 1950er Jahre,¹⁵⁹ oder Else Sander, die bis 1933 im Bund Deutscher Frauenvereine (BDF)

153 Schaser/Schraut: Einleitung: Die (fehlende) Historiographie zu den Frauenbewegungen in Europa, S. 8–9. Hierzu und zur unhinterfragten Übernahme von der neuen Frauenbewegung geprägten Zuschreibungen zur »alten Frauenbewegung« siehe Kapitel 5.2.2.

154 Kokula, Ilse: Vorwort, in: dies. (Hg.): Jahre des Glücks, Jahre des Leids. Gespräche mit älteren lesbischen Frauen, Dokumente, Kiel 1986, S. 7–14, hier S. 14.

155 Kinnebrock: Warum Frauenbewegungen erinnert werden, S. 383–384.

156 Wittlich, Angelika: Unsere älteste Leserin, in: *Emma*, H. 1 (1977), S. 16–17.

157 Plogstedt, Sibylle/Zurmühl, Sabine: Jahrgang 1903. »Mein Leben ist immer interessant gewesen«, in: *Courage*, H. 3 (1976), S. 22–26.

158 Duden, Barbara: Berta Rahm. »Die sollte doch der Nachwelt überliefert sein«, in: *Courage*, H. 5 (1977), S. 12–13.

159 Die Westdeutsche Frauenfriedensbewegung. Elly Steinmann erzählt, in: Anna Tühne/Rina Olfe-Schlothauer/Dorothea Stanic u. a. (Hg.): *FrauenBilderLeseBuch*, Berlin 1980, S. 65–68.

aktiv gewesen war und ihr Engagement im neugegründeten Deutscher Staatsbürgerinnen-Verband fortsetzte.¹⁶⁰ Die jüngeren Feministinnen »entdeckten« auch Schriftstellerinnen wieder, deren Werke von den Nationalsozialisten verboten worden waren.¹⁶¹ Diese Frauen konnten aufgrund ihres vergangenen oder aktiven Engagements als Verbündete in einer gemeinsamen Sache und als Auskunftgeberinnen über bereits ausgestandene Kämpfe fungieren. Sie versicherten darüber hinaus, dass die Anliegen der Frauenbewegung mehrere Generationen miteinander verbanden und dementsprechend bedeutungsvoll waren.

Diese Verbundenheit drückte auch Lore Kleinert aus, die 1977 ein fast dreiseitiges Portrait über Leonie Weber in der *Courage* veröffentlichte.¹⁶² Weber war 1933 als engagierte Kommunistin in Haft genommen worden, ihr Mann musste mehrere Jahre in KZ-Haft verbringen. Lore Kleinert schrieb einleitend, dass sie und Leonie Weber sich ohne »Generationsschranke« verstanden hatten, als sie sie zu ihrem Leben befragt hatte: »Ich habe selbst viel gelernt, wenn sie von ihren Erfahrungen berichtete«¹⁶³. Für die junge Feministin war der Austausch mit der älteren Frau eine Bereicherung. Kleinert gab ausführlich Leonie Webers Leben in Texten und Passagen aus ihren Gesprächen wieder. Fotografien illustrieren den Artikel, die vermutlich Leonie Weber zeigen: als alte Frau und drei Aufnahmen aus ihrer Jugend.

Das Portrait ist als Emanzipationsgeschichte angelegt: Es beginnt mit der politischen Verfolgung in der NS-Zeit, von der Webers Ehemann als KPD-Funktionär noch stärker betroffen war als sie selbst. Weber war nach ihrer dreimonatigen Haft 1933 nicht mehr für die KPD aktiv. Weil ihrem Mann nach der KZ-Haft Berufsverbote auferlegt worden waren, musste Weber das gemeinsame Leben finanzieren. Den Bedürfnissen ihres Mannes, der von den Folgen der Haft gezeichnet war, habe Leonie Weber jahrelang alles untergeordnet. Der Titel des Portraits »Mit 73 fang ich nochmal an« bezieht sich auf die hier erzählte Entwicklung, eine klassische Emanzipationsgeschichte der auf Sorgearbeit festgelegten Frau, die sich aus dieser als zwanghaft und einschränkend erlebten Situation befreit.

Interessant ist, dass diese Erzählung mit dem politischen Engagement des Paares verknüpft ist. Die Lebenserzählung von Weber erhält somit ein weiteres Identifikationsangebot. Ihr Mann hatte sich nach 1945 von der Kommunistischen Partei losgesagt und wollte weiterhin als »Sozialist« politisch aktiv sein. Weber hatte sich immer den politischen Aktivitäten ihres Mannes angeschlossen und unterstützte ihn auch in dieser Hinsicht. Mit der Zeit merkte sie jedoch, dass sie sich dem unterordnete und ihre eigenen Interessen aus dem Blick verlor. Leonie Webers Erinnerungen daran sind dem ganz ähnlich, was die Frauen in der Studentenbewegung der 1960er Jahre erlebt hatten. Helke

160 Plogstedt, Sibylle/Zurmühl, Sabine: Seit 60 Jahren in der Frauenbewegung. Interview mit Else Sander, in: *Courage*, H. 9 (1977), S. 23–24.

161 Schwarzer, Alice: Irmgard Keun. Was für ein Leben, in: Emma, H. 3 (1980), S. 18–25; Schlaeger, Hilke: Irmgard Keun. 1910–1982, in: *Courage*, H. 7 (1982), S. 13–15; Köhler, B.: Verboten und verbrannt, in: *Frankfurter Frauenblatt*, H. Juni/Juli/August (1983), S. 42.

162 Kleinert, Lore: Mit 73 fang ich nochmal an, in: *Courage*, H. 12 (1977), S. 38–40.

163 Ebd., S. 38.

Sander hatte die berühmte Rede gehalten und den Männern im Sozialistischen Deutschen Studentenbund (SDS) vorgeworfen, dass sie die Frauen in ihren eigenen Reihen kaum an der politischen Arbeit beteiligten und ihnen die Sorgearbeit überließen.¹⁶⁴ Das hat Weber in der Beziehung mit ihrem Mann genauso erlebt:

»Er hat die Artikel geschrieben, ganz allein, das war klar, daß er für nichts anderes Zeit und Lust hatte. Wir haben selbst gedruckt, ich habe das Archiv geführt, die Korrespondenz gemacht, das Wegschicken der Briefe, und der Garten und alles, was den Haushalt anging, lastete auf mir, wie bei einer bürgerlichen Hausfrau [...] Den Widerspruch, dass er sich mir gegenüber so gar nicht wie ein Sozialist verhielt, merkte er nicht.«¹⁶⁵.

Leonie Webers Lebenserzählung eignete sich somit in mehrfacher Hinsicht für eine positive Identifikation: Sie war eine politische Gegnerin des Nationalsozialismus gewesen, hatte in der politischen Arbeit die Erfahrung gemacht, nicht in erster Reihe zu stehen und sie emanzipierte sich aus der Rolle der Fürsorgenden, wollte noch im Alter von über 70 Jahren ihren Interessen nachgehen: »Das heißt also, daß ich mir endlich selbst eine Basis schaffen muß, um wieder richtig leben zu können [...] Ich werde mich nicht mehr so eng von Haus und Garten einkreisen lassen.«¹⁶⁶

Rückgriff auf Bücher von und über Frauen im Widerstand

Im Zuge dieser Beschäftigung mit weiblichen Lebenserfahrungen in der NS-Zeit griffen Feministinnen auch auf den Buchmarkt zu diesem Thema zurück. In den 1970er Jahren hatte sich durch den gesellschaftlichen Wandel und die öffentliche und lebensweltliche Präsenz der Ideen von Frauenbewegung und Emanzipation ein Markt für ›Frauenthematen‹ entwickelt, den die Buchbranche aufgriff und unterstützte. Die *Courage*-Redaktion nahm dies 1978 schon als Konkurrenz für kleinere feministische Verlage der autonomen Szene wahr, da die neuen ›Frauenreihen‹ und ›Frauenbücher‹ der großen Verlage wie Rowohlt und Herder das Segment mit entsprechender Präsenz besetzten.¹⁶⁷ Diese Entwicklung korrespondierte mit dem steigenden Interesse an (Selbst-)Zeugnissen über die NS-Zeit und der literarischen Auseinandersetzung Nachgeborener mit den historischen Verstrickungen ihrer Eltern.¹⁶⁸ Somit gingen in die feministische Erinnerungskultur der 1970er und frühen 1980er Jahre mehrere Publikationen ein, die nicht aus der neuen Frauenbewegung stammen.

Einige Frauen schrieben über ihr Interesse an diesen Publikationen. Das resultierte auch aus einer Sprachlosigkeit in ihren Herkunftsfamilien. Sie waren neugierig und wollten erfahren, wie Frauen den Nationalsozialismus erlebt hatten. Die Atmosphäre

164 Siehe Kapitel 2.

165 Kleinert: Mit 73 fang ich nochmal an, S. 39.

166 Ebd., S. 40.

167 *Courage*-Redaktion: In eigener Sache, in: *Courage*, H. 12 (1978), S. 2.

168 Hodenberg: Das andere Achtundsechzig, S. 71. Die im engsten Sinne als ›Väterliteratur‹ verstandenen Werke, die überwiegend von männlichen Schriftstellern verfasst wurden, erhielten in der feministischen Öffentlichkeit jedoch keine Aufmerksamkeit. Siehe hierzu: Koch, Carina: Väterliteratur, in: Fischer/Lorenz: Lexikon der »Vergangenheitsbewältigung«, S. 193–194.

der Skepsis und potentiellen Anklage durch die Nachgeborenen habe ein intergenerationselles Gespräch über den Nationalsozialismus bisher verhindert, so schrieb zum Beispiel Annette Dröge 1979 im *Frankfurter Frauenblatt*: »Die Generation unserer Eltern weiß nichts und schweigt immer noch, um sich nicht massiven Angriffen auszusetzen.«¹⁶⁹ Sie selbst hatte die 1963 zuerst veröffentlichte Autobiografie von Melita Maschmann für sich entdeckt.¹⁷⁰ Maschmann (1918–2010) war die einzige Frau, die im Bund Deutscher Mädel (BDM) als hauptamtliche »Führerin« eine relativ hohe Position innehatte, die nach 1945 über ihr Leben in dieser Form Auskunft gegeben hat. Das Buch mit dem Titel »Fazit – Mein Weg in der Hitler-Jugend. Keine Rechtfertigung« wurde mehrfach wiederaufgelegt und breit rezipiert. In der Redaktion des *Frankfurter Frauenblatts* habe es im Vorfeld der Veröffentlichung von Dröges Rezension eine hitzige Diskussion gegeben. Einigen Frauen sei Dröges Text nicht kritisch genug ausgefallen.¹⁷¹ Die Rezensentin hingegen plädierte dafür, die Blockade des Generationengesprächs durch voreingenommene Anschuldigungen zu durchbrechen und neue Fragen zu stellen: »Die Möglichkeit des Verdammenskönnens verleitet dazu, andere Fragen nicht aufkommen zu lassen, wie z. B. »was hieß alltäglicher Faschismus« im Leben einer aktiven Nationalsozialistin, die weder Folterknecht noch Mörderin ist, die sich selbst aber bewußt Faschist nennt?«¹⁷² Dieses Interesse am »alltäglichen Faschismus« zeigten die Feministinnen vermehrt. Nur eignete sich Maschmann als damals überzeugte Nationalsozialistin nicht zur Identifikation, weswegen einige Frauen die Auseinandersetzung mit ihrer Lebenserzählung sogar ablehnten. Die Frage, wie ein patriarchales System – so die feministische Analyse – wie der Nationalsozialismus Frauen integriert haben konnte, stand auch für die historische Frauenforschung zum Nationalsozialismus am Anfang im Zentrum des Interesses, wie ich oben ausgeführt habe.¹⁷³

Ein ähnliches Angebot zur Auseinandersetzung bot das autobiografische Buch »Der Umweg« der italienischen, ehemals überzeugten Faschistin Luce d'Eramo.¹⁷⁴ D'Eramo (1925–2001) war aus Begeisterung für den Nationalsozialismus nach Deutschland gegangen, hatte hier jedoch einen Sinneswandel erlebt und wurde aufgrund von Widerstandsaktivitäten im letzten Kriegsjahr im Konzentrationslager Dachau interniert. Stefanie Hetze schrieb in der *Courage*:

»Auf der Suche nach dem Wie und Warum, wie die Generation unserer Mütter, die während des Nationalsozialismus aufwuchs, diese 13 Jahre Wahnsinn erfuhr, fand ich Luce

169 Dröge, Annette: Ein Buch zum Thema Faschismus. Melita Maschmann: FAZIT Mein Weg in der Hitler-Jugend, in: *Frankfurter Frauenblatt*, H. Juni (1979), S. 5–6, hier: S. 5.

170 Maschmann, Melita: *Fazit – Mein Weg in der Hitlerjugend. Kein Rechtfertigungsversuch*, Stuttgart 1963.

171 Dröge: Ein Buch zum Thema Faschismus, S. 5.

172 Ebd.

173 Vgl. diesbezüglich die Dissertationsschrift von Dagmar Reese, die in diesem Umfeld entstanden ist: Reese, Dagmar: *Straff, aber nicht stramm – herb, aber nicht derb. Zur Vergesellschaftung von Mädchen durch den Bund Deutscher Mädel im sozialkulturellen Vergleich zweier Milieus*, Weinheim 1989.

174 D'Eramo, Luce: *Der Umweg*, Reinbek bei Hamburg 1981.

d'Éramos Buch: Der Umweg, die Geschichte der ernsthaften Suche einer Frau nach der eigenen mit dem Nationalsozialismus verhafteten Vergangenheit.«¹⁷⁵

Auch Hetze hatte aus dem Bedürfnis des intergenerationellen Gesprächs, das sie vermutlich im Familienkreis nicht hatte führen können, nach anderen Frauen gesucht, die über ihre Lebenserfahrungen geschrieben haben. Hetze führte sogar ein Gespräch mit d'Éramo über ihre Geschichte, jedoch auch über d'Éramos aktuelles Engagement in der Frauenfriedensbewegung in Italien.¹⁷⁶ Somit stellte auch Luce d'Éramo einen Zusammenhang zwischen ihrem politischem Aktivismus in den 1940er und den 1970er und 1980er Jahren her.

Ein besonderes Interesse galt jedoch den Erfahrungen von Frauen, die im politischen Widerstand gegen den Nationalsozialismus gewesen waren. Auch hier entdeckten Feministinnen einige Bücher für sich, die aus dem Umkreis der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN) stammten. Der VVN hatte sich 1947 in einzelnen Landesverbänden als Interessenvertretung ehemals Verfolgter vor allem aus dem kommunistischen Spektrum gegründet.¹⁷⁷ Mitglieder des VVN engagierten sich von Beginn an auch in der Bildungsarbeit, insbesondere aber nach der Ausstrahlung des Films »Holocaust« (1979) wurde der Verband zunehmend für Zeitzeugengespräche angefragt.¹⁷⁸ Seit 1971 war es auch jüngeren Menschen möglich, dem VVN beizutreten, die aufgrund ihres Alters nicht aktive Widerstandskämpfer*innen oder politisch Verfolgte gewesen sein konnten. Viele aus dem Protestmilieu nach 1968 nahmen diese Möglichkeit wahr und ermöglichten es dem Verband, sich als Akteur in der westdeutschen Friedensbewegung zu etablieren.¹⁷⁹ Damit wandelte sich der VVN von einer »biografisch legitimierten Vereinigung zu einer ›Gesinnungsgemeinschaft‹«.¹⁸⁰

Indem Feministinnen die Bücher von VVN-Mitgliedern aufgriffen und in der Frauenbewegungspresse vorstellten, verhalfen sie diesen zu erneuter oder erhöhter Aufmerksamkeit. Dazu gehörten das 1978 veröffentlichte Buch »Frauen im deutschen Widerstand«¹⁸¹ von Hanna Elling, die selbst 1933 als Kommunistin verhaftet worden war, sowie der schon 1974 erschienene Band »Frauen gegen Hitler«¹⁸² von den Publizistinnen Gertrud Meyer (1898–1975) und Gerda Zorn (geb. 1920). Die *konkret*-Journalistin Peggy Parnass verfasste 1977 eine Rezension und veröffentlichte diese in der *Courage*.¹⁸³ Parnass begeisterte sich sehr für »Frauen gegen Hitler«, kamen darin doch zahlreiche Stimmen von widerständig handelnden Frauen, vor allem aus dem Arbeitermilieu, zur Sprache. Das Buch enthält 20 biografische Erzählungen, von oder über Frauen, die

175 Hetze, Stefanie: Im Lager war alles übertrieben und deshalb sichtbarer. Gespräch mit Luce d'Éramo, in: *Courage*, H. 12 (1981), S. 11–14, hier: S. 11.

176 Ebd.

177 März, Jascha: Zwischen Politik und Interessenvertretung. Die Verbände der politischen Opfer des Nationalsozialismus in der Bundesrepublik Deutschland von 1947 bis 1990, Köln 2016, S. 31–34.

178 Ebd., S. 321.

179 Ebd., S. 360–361.

180 Ebd., S. 360.

181 Elling: Frauen im deutschen Widerstand 1933–1945.

182 Zorn/Meyer: Frauen gegen Hitler.

183 Parnass, Peggy: Frauen gegen Hitler. Buchbesprechung, in: *Courage*, H. 6 (1977), S. 36–37.

in den meisten Fällen als Mitglieder der kommunistischen Jugendverbände von 1933 Widerstand gegen das Regime geleistet hatten. Die Berichte belegten ihren »Mut, Kraft, Einsatz- und Opferbereitschaft«¹⁸⁴ unter widrigsten Umständen, schrieb Parnass. Sie führten einen »Kampf, der ein für allemal mit der Vorstellung aufräumt, daß Frauen zwangsläufig schwach sind.«¹⁸⁵

Die Berliner Gruppe »Frauen im Faschismus – mündliche Geschichte« prangerte genau diese Betonung an und verfasste eine Replik auf Parnass' Buchbesprechung: »Nach dem Tiefschlag der Macciocchi-Rezension [sic!] (Courage Nr. 3 1976), den wir gerade noch hingenommen haben, können wir nicht länger schweigen.«¹⁸⁶ Die Gruppe »Mündliche Geschichte« aus jungen Soziologinnen, Politologinnen und Historikerinnen hatte sich nach der ersten Sommeruniversität für Frauen 1976 zusammengetan, um über den Nationalsozialismus zu forschen und ein feministisches Oral History-Projekt zu entwickeln.¹⁸⁷ Die feministischen Frauenforscherinnen bezogen sich mit dem Begriff »Tiefschlag« auf den im Jahr zuvor veröffentlichten positiven Bericht über das Buch von Maria-Antonietta Macciocchi in der *Courage*.¹⁸⁸ Vermutlich meinten sie damit die in der *Courage* nicht hinterfragte klischeehafte Darstellung von Macciocchi, dass sich Frauen zum Nationalsozialismus hatten »verführen« lassen. An der Publikation »Frauen gegen Hitler« meinten sie ähnlich schlichte Geschlechterbilder zu erkennen: »Mit wessen Vorstellungen über die Schwachheit des Weibes sollen die Erfahrungsberichte der Antifaschistinnen eigentlich aufräumen? Das alte Lied – diesmal freilich von der politisch-moralisch »richtigen« Seite.«¹⁸⁹ Die zugeschriebenen Attribute kritisierte die Gruppe als gleichlautend mit NS-Propaganda: »Sowas hörten unsere Mütter im BDM«¹⁹⁰. Die Gruppe übersah mit ihrer Kritik, dass es aus Parnass' Perspektive, deren Eltern als jüdisch verfolgt und im Konzentrationslager ermordet worden waren, eine Wohltat war, die Berichte über Frauen im Widerstand zu lesen, wie sie zwischen den Zeilen ausdrückte: »Ein Buch, von Frauen geschrieben. Frauen, die es einem möglich machen, trotz allem in diesem Land zu leben. Frauen, die den Mut hatten, gegen faschistisches Unrecht zu kämpfen.«¹⁹¹

Auf Parnass' Artikel hin meldete sich auch Gerda Zorn selbst zu Wort und zeigte sich erfreut über die Besprechung ihres Buches in der *Courage*, aufgrund derer sie die feministische Zeitschrift überhaupt erst kennengelernt habe. Parnass' Besprechung in der *Courage* habe zur Bekanntheit der feministischen Zeitschrift in ihrem Umfeld, aber auch zur Bekanntheit ihres Buches beigetragen:

»Die Folge war u.a., daß über 200 Studentinnen im Rahmen ihrer »Demokratischen Gegenhochschule« anlässlich des Warnstreiks an der Hamburger Uni ein Seminar über

184 Ebd., S. 37.

185 Ebd.

186 Gruppe Frauen im Faschismus, mündliche Geschichte: Nichts dazugelernt? Replik auf Peggy Parnass: »Frauen gegen Hitler«, in: *Courage*, H. 9 (1977), S. 59.

187 Siehe Kapitel 4.1.2.

188 Fröhlich: Strahlende Heldin. Siehe hierzu Kapitel 3.1.2.

189 Gruppe Frauen im Faschismus, mündliche Geschichte: Nichts dazugelernt?

190 Ebd.

191 Parnass: Frauen gegen Hitler, S. 36.

›Frauen im Widerstand‹ abhielten, an dem antifaschistische Widerstandskämpferinnen teilnahmen. Dank – weiterhin Erfolg – und Courage!«¹⁹²

Hier zeigt sich eindrücklich, wie sich die feministische Erinnerungskultur mit der Erinnerungskultur der Verfolgtenverbände überlagerte beziehungsweise in einen Austausch ging.

In diesem Kontext ist auch Gerda Szepansky zu verorten, die in der feministischen Erinnerungskultur deutliche Spuren hinterlassen hat. Gerda Szepansky (1925–2004) wurde erst in den 1980er Jahren als Autorin bekannt. Sie war nach 1945 wie ihr Ehemann Walter, der wegen seiner politischen Gesinnung im Nationalsozialismus im Konzentrationslager Sachsenhausen interniert gewesen war, überzeugte Kommunistin und Mitglied der Sozialistischen Einheitspartei Westberlins (SEW). Aufgrund des sogenannten Radikalerlasses war sie als Lehrerin aus dem Schuldienst entlassen worden. Seit Mitte der 1970er Jahre engagierten sich Gerda und Walter Szepansky im Umfeld der neuen sozialen Bewegungen.¹⁹³ Gerda Szepansky veröffentlichte erstmals 1980 im »FrauenBilderLeseBuch«, einer Publikation des linken Verlags Elefantpress, zwei Interviews mit Frauen, die im Nationalsozialismus politisch verfolgt worden waren.¹⁹⁴ 1983 und 1986 gab sie ihre beiden sehr erfolgreichen Bücher über Frauenbiografien im Nationalsozialismus im Fischer Taschenbuch-Verlag heraus, zuerst »Frauen leisten Widerstand. 1933 bis 1945. Lebensgeschichten nach Interviews und Dokumenten«¹⁹⁵ und drei Jahre später den Band »Blitzmädel«, »Heldenmutter«, »Kriegerwitwe«. Frauenleben im Zweiten Weltkrieg.¹⁹⁶ Beide Bücher wurden mehrfach wieder aufgelegt. Seit den 1980er Jahren tourten Ausstellungen auf Grundlage ihrer Bücher durch die Bundesrepublik.¹⁹⁷ Eine Ausstellung zu Frauen im Widerstand gegen den Nationalsozialismus mit dem Titel »Lösch nie die Spuren!« fand schon im März 1983 im Auftrag der Neuen Gesellschaft für Literatur in West-Berlin statt. In der Ausstellung wurden fünf Biografien von Frauen vorgestellt, die im Widerstand aktiv gewesen waren. Einige von ihnen waren im Konzentrationslager Ravensbrück inhaftiert.¹⁹⁸ Die Ausstellung bestand aus »Fotos, Dokumente[n] und persönliche[n] Erinnerungen« und wurde mit Zeichnungen von Walter Szepansky ergänzt.¹⁹⁹ Szepansky betonte in dem Band über Frauen im Widerstand, der

192 Zorn, Gerda: Leserinnenbrief, in: *Courage*, H. 9 (1977), S. 59.

193 Wenzel, Kirsten: Gerda Szepansky. geb. 1925, in: *Tagesspiegel online*, 29.10.2004, URL: <https://www.tagesspiegel.de/wirtschaft/gerda-szepansky/558604.html> (04.11.2023).

194 Szepansky, Gerda: Erna, in: Anna Tühne/Rina Olfe-Schlothauer/Dorothea Stanic u.a. (Hg.): *FrauenBilderLeseBuch*, Berlin 1980, S. 60–62; dies.: Gertrud, in: Tühne u.a.: *FrauenBilderLeseBuch*, S. 63–64.

195 Szepansky, Gerda: *Frauen leisten Widerstand 1933–1945. Lebensgeschichten nach Interviews und Dokumenten*, Frankfurt a.M. 1983.

196 Szepansky, Gerda: »Blitzmädel«, »Heldenmutter«, »Kriegerwitwe«. *Frauenleben im Zweiten Weltkrieg*, Frankfurt a.M. 1986.

197 Koch, Luitgard: »Blitzmädel« und falsche Schlagsahne. Eine Ausstellung im Münchner Frauenkulturhaus über den Alltag deutscher Frauen im Zweiten Weltkrieg, in: *taz*, 10.02.1990, S. 12.

198 Brockschmidt, Rolf: Sie leisteten Widerstand. Ausstellung im Haus am Kleistpark, in: *Tagesspiegel*, 13.03.1983.

199 Ebd.

dem Untertitel nach 15 »Lebensgeschichten nach Interviews und Dokumenten« versammelte, dass sie diese im Sinne einer selbsterzählten Geschichte festhielt und nicht als Beitrag zur geschichtswissenschaftlichen Forschung verstand: »Eines möchte ich ganz deutlich machen: Dies ist kein Buch, in dem historische Fakten im Vordergrund stehen, sondern subjektiv erlebte Geschichte. Die Sicht auf die Ereignisse ist immer individuell gefärbt.«²⁰⁰

Gerda Szepanskys Bücher und Ausstellungen wurden in der feministischen Öffentlichkeit breit rezipiert.²⁰¹ Darauf verweisen die in den feministischen Archiven gesammelten Materialien und der Hinweis auf ihre Bücher in mehreren Publikationen, die sich mit dem Umgang der Frauenbewegung und Frauenforschung mit der NS-Vergangenheit befassen.²⁰² Seit den späten 1980er Jahren reagierten mehrere feministische Autorinnen kritisch auf Szepanskys Veröffentlichungen und rechneten sie dabei der historischen Frauenforschung zu.²⁰³ Schon 1990 wiesen Dagmar Reese und Carola Sachse darauf hin, dass Gerda Szepanskys Werke »eher einem literarisch-journalistischen Genre als der Frauenforschung zuzuordnen«²⁰⁴ seien und kritisierten dementsprechend, dass sich einige Kritikerinnen an Szepanskys Büchern »abarbeiteten«. Auch Susanne Lanwerd und Irene Stoehr nennen die Interview- und Portraitsammlungen treffender »Dokumentationsgeschichte«²⁰⁵.

Der Erfolg von Szepanskys Büchern und Ausstellungen verweist auf die Ausweitung der biografischen Selbstthematization von Frauen insbesondere in den 1980er Jahren. An Szepanskys zweitem Band »Blitzmädel«, »Heldenmutter«, »Kriegerwitwe« lässt sich feststellen, dass sich die Aufmerksamkeit ausweitete und nicht mehr nur Erzählungen von Widerstandsfrauen öffentlich erwünscht waren, sondern unterschiedliche Frauenbiografien im Nationalsozialismus – von Opfern, politisch Widerständigen über Mitläuferinnen – erzählbar wurden.

4.2.2 Gespräche mit bekannten Widerstandskämpferinnen

Podiumsdiskussionen gehörten zum festen Repertoire der feministischen Öffentlichkeit. Insbesondere bei den Sommeruniversitäten für Frauen wurden diese als feministische Gesprächsräume etabliert, wenngleich sie immer im Widerstreit um »Expert*inentum« standen und der akademische Habitus dieser Veranstaltungsform auf Kritik stieß. Im *Frankfurter Frauenblatt* finden sich mehrere Berichte über Veranstaltungen, die

200 Szepansky: Frauen leisten Widerstand, S. 12–13.

201 Die Monografien von Gerda Szepansky sind in allen größeren feministischen Archiven und Bibliotheken verzeichnet; unter ihrem Namen erhalte ich in der Datenbank aller deutschsprachigen Frauen- und Lesben-Archive und -Bibliotheken (Meta-Katalog) 64 Treffer. Im FFBI sind u.a. Plakate überliefert, wonach die Ausstellungen »Frauen im Nationalsozialismus« und »Blitzmädel...« zwischen 1986–1990 (einige auch ohne Datum) in mehreren West-Berliner Bezirken zu sehen waren.

202 Windaus-Walser: Gnade der weiblichen Geburt?, S. 103–104; Brockhaus: Opfer, Täterin, Mitbeteiligte, S. 109.

203 Siehe Kapitel 6.2.1.

204 Reese/Sachse: Frauenforschung zum Nationalsozialismus, S. 75–76.

205 Lanwerd/Stoehr: Frauen- und Geschlechterforschung zum Nationalsozialismus, S. 38.

wir heute als Zeitzeug*innengespräche bezeichnen würden. 1979 veranstaltete die Frauengruppe der Naturfreundejugend Frankfurt einen Gesprächsabend mit der 1919 geborenen Anneliese, die seit ihrer Jugend im Naturfreunde-Verband aktiv gewesen war.²⁰⁶ Unter dem Titel »alltag und auflehnung im faschismus« berichtete eine nicht namentlich genannte Autorin von den Erzählungen der Zeitzeugin, die aus einer sozialdemokratisch geprägten Familie stammte.²⁰⁷ Somit ist diese Selbsterzählung nur durch die Wiedergabe der Berichterstatterin lesbar.

Anneliese habe von ihrem tendenziell regimekritischen Umfeld berichtet und von ihren eigenen Anpassungsleistungen an das Regime. Sie habe zum Beispiel durch frühe Heirat dem Reichsarbeitsdienst entgehen können und auch den Beitritt zum BDM verweigert.²⁰⁸ Andere Familienmitglieder hätten aktiver gegen das Regime gearbeitet, etwa »Fremdarbeiter« unterstützt und ihren Postkasten für den Transfer von Nachrichten oder Material aus dem Widerstand zur Verfügung gestellt.²⁰⁹ Anneliese habe allerdings auch eingestanden, dass sie in ihrem Alltag die politischen Realitäten manchmal verdrängt habe. Die Berichterstatterin schrieb: »sie war jung und wollte leben, wie sie betont. Und nicht immer nur das Elend sehen.«²¹⁰ Im Bericht erscheint es, als hätten die Zuhörer*innen aktiv danach gefragt, ob sie Kenntnis über »die Judenvernichtung« gehabt habe. Anneliese habe mit zwei Begebenheiten darauf geantwortet, so habe sie »einmal« einen Zug mit KZ-Insassen gesehen und sich außerdem bei der Ehefrau ihres jüdischen Zahnarztes erkundigt, ob sie ihm Pakete nach Theresienstadt schicken könne.²¹¹ Die Erzählungen von Anneliese ähneln zahlreichen Lebensberichten in Büchern, Broschüren und Zeitschriften: Die Frauen erzählten von ihrem familiären Hintergrund, der politischen Prägung durch ihre Familie und anhand von Begebenheiten, an die sie sich erinnerten, von der Widerstandstätigkeit von Familienmitgliedern, Freunden oder der eigenen Person und den daraus resultierenden Folgen, sofern sie als Widerständige vom Regime verfolgt worden waren.

An dem Bericht über Anneliese fällt auf, dass dieser mit zwei Fotografien illustriert ist, die mit dem Inhalt in keinem direkten Zusammenhang stehen. Eine Fotografie zeigt eine Gruppe älterer Frauen, der Bildunterschrift nach bei einer Demonstration »gegen Brotverteuerung und Hunger« nach dem Ersten Weltkrieg.²¹² Die zweite Fotografie zeigt einen Ausschnitt aus einem Demonstrationzug, laut Bildunterschrift ein »Zug der Faschisten am 17. Juni 1978 in Frankfurt«, auf dem Jugendliche mit Trompeten und Flaggen mit Reichsadler zu sehen sind.²¹³ Diese Abbildung stellt einen Gegenwartsbezug zur Neonazi-Bewegung her, auf die im Jahr 1979 mehrere Artikel im *Frankfurter Frauenblatt*

206 Der Naturfreunde-Verband ist eine sozialistisch orientierte, um 1900 entstandene Freizeit-, Umwelt- und Wanderorganisation der Arbeiterbewegung, die im Nationalsozialismus verboten wurde.

207 *alltag und auflehnung im faschismus*, in: *Frankfurter Frauenblatt*, H. März (1979), S. 9–10.

208 Ebd., S. 9.

209 Ebd., S. 10.

210 Ebd.

211 Ebd.

212 Ebd.

213 Ebd., S. 9.

kritisch aufmerksam machten. Ich interpretiere dies so, dass die Feministinnen mit diesem visuellen Rekurs ihre Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus auch als dringliche gegenwärtige Angelegenheit markierten.²¹⁴

Ein weiterer ausführlicher Bericht über eine Gesprächsveranstaltung findet sich 1981 im *Frankfurter Frauenblatt*. Die Frauengruppe des Jugendzentrums Frankfurt-Höchst hatte zu einer Veranstaltung »Rote Großmütter erzählen« eingeladen.²¹⁵ Der Titel der Veranstaltung diente auch als Überschrift des Berichts in dem feministischen Journal, die gewählte fettgedruckte Frakturschrift signalisierte dabei auffällig, dass es sich hier um ein historisches Thema handelte.²¹⁶ Die Verfasserin des Artikels, Angela Schmidt, berichtete von den erzählten Erinnerungen der Widerstandskämpferinnen Lore Wolf (1900–1996), Lotte Schmidt (1912–1995) und dem Widerstandskämpfer Hans Schwert (1907–2013). Sie alle waren bekannte Persönlichkeiten des kommunistischen und sozialdemokratischen Widerstands und in der hessischen VVN aktiv.²¹⁷ Lotte Schmidt war die Tochter der bekannten, 1944 hingerichteten Widerstandskämpferin Johanna Kirchner, mit der Lore Wolf befreundet gewesen war. Lore Wolf, Hans Schwert und Lotte Schmidt gehörten zu den aktiven Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, die ihre politische Arbeit auch nach Ende des NS-Regimes nicht aufgegeben hatten und sich mit ihren politischen Idealen in die Gesellschaft und für die Erinnerung an den Widerstand im Nationalsozialismus einsetzten. Für diese erinnerungspolitische Arbeit zeichnete sie die Stadt Frankfurt 1991 mit der Johanna-Kirchner-Medaille für Widerstandskämpfer*innen im Nationalsozialismus aus.²¹⁸ Angela Schmidt nutze für ihren Bericht über die Gesprächsveranstaltung auch Zitate aus Lore Wolfs 1974 erschienener Autobiografie »Ein Leben ist viel zu wenig«.²¹⁹ Lore Wolf trat auch über ihre Heimatstadt Frankfurt a.M. hinaus als Zeitzeugin auf, etwa 1979 im Rahmen des »Faschismusprojekts« des Frauenforums Rüsselsheim, das ich oben schon vorgestellt habe.²²⁰

Der Artikel im *Frankfurter Frauenblatt* ist mit mehreren Fotografien der Zeitzeuginnen in der Gesprächssituation illustriert, dabei wird ein Schwerpunkt auf die mehrfach abgebildeten älteren Frauen gelegt, während Hans Schwert nur auf einem Gruppenbild der drei zu sehen ist. Angela Schmidts Bericht, in dem sie sich vor allem auf die Wiedergabe der Erlebnisse von Lore Wolf im aktiven Widerstand, Flucht und Gefangenschaft konzentriert, endet mit einem Hinweis auf die Gegenwart. Die drei Widerstandskämpfer*innen erschienen ihr »nicht etwa erhärtet, abgekämpft oder resigniert, sondern lebendig und voller Mut und Lebensfreude.«²²¹ Sie hätten kontinuierlich ihre politischen

214 Siehe Kapitel 3.1.5.

215 Schmidt, Angela: Rote Großmütter erzählen, in: *Frankfurter Frauenblatt*, H. 4 (1981), S. 21–23.

216 Ebd., S. 21.

217 Vgl. die Biografien auf der Website des hessischen VVN: URL: <https://hessen.vvn-bda.de/lore-wolf/>; URL: <https://hessen.vvn-bda.de/hans-schwert/>; URL: <https://hessen.vvn-bda.de/lotte-schmidt/> (04.11.2023). Ob eine Verwandtschaft zwischen der Autorin des Artikels, Angela Schmidt, und der Widerstandskämpferin Lotte Schmidt besteht, konnte ich nicht klären.

218 URL: <https://frankfurt.de/service-und-rathaus/verwaltung/preise-und-ehrunen/johanna-kirchner-medaille> (04.11.2023).

219 Wolf, Lore: Ein Leben ist viel zu wenig, Frankfurt a.M. 1974.

220 Göttert u.a.: 10 Jahre Frauenforum Rüsselsheim, S. 21.

221 Schmidt: Rote Großmütter erzählen, S. 23.

Ideen weiterverfolgt, die Gewerkschaften wieder mit aufgebaut, seien im VVN und in der Friedensbewegung aktiv. Eine Teilnehmerin habe sie gefragt, ob sie wegen der anhaltenden Unterdrückung der kommunistischen Partei nicht enttäuscht und deprimiert seien. Lotte Schmidt habe darauf geantwortet, dass die Umwelt- und Friedensbewegungen ihr Mut machten und sie begeisterten. Sie hätten »engagiert« über »unsere Gegenwart und Zukunft« diskutiert, so schloss Angela Schmidt ihren Bericht: »Die roten Großmütter und -väter leben heute!!«²²²

Mit diesem Ausspruch drückte sie aus, welche Funktion diese Zeitzeug*innen-Gespräche in der feministischen Öffentlichkeit hatten: Die ehemaligen Widerstandskämpfer*innen wurden als gegenwärtige Verbündete wahrgenommen, sie verfolgten oft die gleichen politischen Ziele und Ideen und von ihren Erfahrungen konnten die Feministinnen lernen. Selbst wenn die NS-Zeit als etwas grundsätzlich anderes wahrgenommen wurde und der damalige Widerstand nicht direkt mit dem eigenen politischen Engagement verglichen wurde, so diente dieses intergenerationelle Gespräch als Rückversicherung auf handlungspraktischer Ebene und als Inspiration: Sie hatten damals durchgehalten, resignierten nicht und hießen auch die Ziele der Frauenbewegung gut. Zu wissen, dass die Widerstandskämpfer*innen der NS-Zeit die eigene Bewegung unterstützten, diente den Feministinnen als eine motivierende und ideelle Ressource.

Ähnlich erklärten es auch zwei Broschüren, die in frauen- und geschichtspolitischen Umfeld entstanden sind und im feministischen Archiv FrauenMediaTurm (FMT) aufbewahrt werden: Die 1979 entstandene Broschüre der Demokratischen Fraueninitiative Düsseldorf über »Frauen im Düsseldorfer Widerstand«²²³ und die 1983 von einer Mädchengruppe des Jugendsozialwerks Frankfurt a.M. veröffentlichte Broschüre »...der tägliche Mut...«.²²⁴ Die Düsseldorfer Publikation ist eine Zusammenstellung aus Texten, Erinnerungsberichten und historischen Dokumenten von und über Frauen, die in Düsseldorf im politischen Widerstand gewesen waren. An der Broschüre waren unter anderem die Autorinnen und Aktivistinnen Florence Hervé und Erika Runge beteiligt.²²⁵ Die Herausgeberinnen schrieben im Vorwort: »Wir fühlen uns mitverantwortlich dafür, daß eine solche Zeit nie wiederkommt. Darum wollen wir hier einige Informationen weitergeben [...] über den Mut und das Engagement Düsseldorfer Frauen im Widerstand.«²²⁶

Die Frankfurter Broschüre ist eine umfangreiche, rund 60-seitige Zusammenstellung von selbsterzählten Lebensgeschichten von Erna Blencke, Irmgard Heydorn, Trude Simonsohn und Lore Wolf. Sie sei aus einem 1981 gestarteten Projekt des Mädchentreffs des Jugendsozialwerks zum »antifaschistischen Widerstand« hervorgegangen. Die jungen Frauen hätten einen Gesprächsleitfaden entwickelt und daraufhin Interviews mit

222 Ebd.

223 Demokratische Fraueninitiative Düsseldorf: Trotz alledem.

224 Mädchentreff JB-Jugendsozialwerk e.V.: »...der tägliche Mut...«. Frauen berichten über ihren Widerstand 33–45, Frankfurt a.M. 1983.

225 Hervé (geb. 1944) hatte 1963 einen ersten Text über Frauen im Nationalsozialismus verfasst, siehe Kapitel 2.2.1. Erika Runge (geb. 1939) wurde in den 1960er Jahren als Dokumentarfilmerin bekannt und veröffentlichte 1969 eine erste Sammlung von selbsterzählten Biografien von Frauen, siehe Kapitel 2.2.3.

226 Demokratische Fraueninitiative Düsseldorf: Trotz alledem, S. 3.

den älteren Frauen geführt und auf Tonband aufgenommen. Die Publikation der Gespräche solle »dazu beizutragen, die Erfahrungen von Frauen im Widerstand nicht verlorengehen zu lassen.«²²⁷

Mit der Aufzeichnung, Transkription und Veröffentlichung von Gesprächen erzeugten die hier nachgewiesenen verschiedenen Frauengruppen Dokumente der Erinnerung an den Nationalsozialismus, die sie mit ihren Publikationen und Berichten verstetigten.²²⁸ Damit ermöglichten sie, dass das intergenerationelle Gespräch mit Menschen aus dem Widerstand gegen den Nationalsozialismus von einem größeren Rezipient*innenkreis wahrgenommen werden konnte. Wie gezeigt, bezogen sich Feministinnen positiv, identifikatorisch und aus ihren aktuellen Anliegen heraus auf die Lebensgeschichten der Frauen im Widerstand. An zahlreichen Stellen drückten sie das Bedürfnis aus, im intergenerationellen Gespräch aus den Handlungen ihrer Gesprächspartner*innen zu »lernen«. Ein Beispiel dafür ist auch die literarische Auseinandersetzung mit sieben Biografien von widerständigen und verfolgten Frauen von der österreichischen Autorin Marie-Thérèse Kerschbaumer.²²⁹ Dieses, schon 1980 erschienene Buch, wurde 1982 in der *Emma* besprochen.²³⁰ Der Gegenwartsbezug stand dabei im Vordergrund:

»Die sieben Berichte der Autorin sind Dokument einer Trauerarbeit, das Nachdenken über ihr zur Verfügung stehende Dokumente und Fakten verbindet sie mit Reflexionen über ihren eigenen weiblichen Lebenszusammenhang und die schriftstellerische Arbeit. Ständig findet eine Verknüpfung von Vergangenheit und Gegenwart statt, eine Einbeziehung von subjektiver Erfahrung in den Schreibprozeß. Die Überlegungen zu Möglichkeiten und Formen weiblichen Widerstands während des Hitlerfaschismus führt auch zu Fragen über den Widerstand heute.«²³¹

Diese Parallelisierung – Widerstand damals, Widerstand heute – ist eine Vereinfachung, die an mehreren Stellen in der feministischen Öffentlichkeit so auffindbar ist.²³² Sie steht im Kontext der Opferidentifikation, die schon in der Studentenbewegung entstanden war, als die Protestierenden die staatlichen Repressionen in der Bundesrepublik mit der nationalsozialistischen Judenverfolgung verglichen.²³³

Vermischung – Alltag, Widerstand, Verfolgung

Einige Veröffentlichungen, die mehrheitlich Biografien von Frauen versammelten, die dem Nationalsozialismus different gegenüberstanden oder sich sogar aktiv am politischen Widerstand beteiligten, offenbarten diese Schwerpunktsetzung nicht. Dazu gehört der viel rezipierte Band »Der alltägliche Faschismus« (1981) von Charles Schüdde-

227 Mädchentreff JB-Jugendsozialwerk e.V.: »...der tägliche Mut...«, S. 62.

228 Siehe auch die Gespräche mit Frauen im Kontext der Ausstellung »Frauenalltag und Frauenbewegung 1890–1980« in Frankfurt a.M., Kapitel 3.2.4.

229 Kerschbaumer, Marie-Thérèse: Der weibliche Name des Widerstands. 7 Berichte, Olten 1980.

230 Gürtler, Christa: Bücher. Der weibliche Name des Widerstands, in: *Emma*, H. 9 (1982), S. 51.

231 Ebd.

232 Hölscher: Zeuginnen der Geschichte. Hierzu auch Kapitel 3.2.4.

233 Siehe Kapitel 2.1.2.

kopf.²³⁴ Der Titel führt insofern in die Irre, als die im Buch wiedergegebenen ›alltäglichen‹ Erfahrungen im Nationalsozialismus nicht als das ›durchschnittliche‹ Leben in der Diktatur verstanden werden sollten: Sechs von den zehn darin interviewten und portraitierten Frauen kamen aus sozialdemokratischen oder sozialistischen Familien und nur eine berichtete von ihrer Überzeugung zu nationalsozialistischen Werten in ihrer Jugend. Das Buch war aus dem Zusammenhang der Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Frauen entstanden und verweist somit auf das breitere gesellschaftliche Interesse, an Alltagsgeschichte im Nationalsozialismus zu erinnern. Schüddekopf erklärte in seiner Einleitung auch, dass die Bereitschaft zum intergenerationellen Gespräch zwischen jüngeren und älteren Frauen aus Motiven der »Solidarität« aber auch der »politische[n] Aktualität« entsprungen sei.²³⁵

Ganz ähnlich verhält es sich mit einer *Courage*-Publikation von 1982. Die Gruppe »Offensives Altern« aus dem West-Berliner Frauenzentrum, die schon seit 1977 bestand, hatte ein Sonderheft unter dem Titel »Was ist denn älter?« gestaltet.²³⁶ Zwölf Frauen aus der Gruppe, die aus etwas zwanzig Mitgliedern im Alter von 35 bis 65 Jahren bestand, hatten an dem Heft mitgearbeitet und autobiografische Erzählungen und subjektive Berichte zu verschiedenen Themen ausgearbeitet. Die Zeit des Nationalsozialismus spielte dabei keine zentrale Rolle. Jedoch hatten einige Frauen den Nationalsozialismus miterlebt, sodass dieser in ihren Kurzbiografien am Ende des Heftes auch berücksichtigt werden musste. In diesen Kurzbiografien wird deutlich, dass die meisten der sich hier äussernden Frauen nicht der durchschnittlichen, nicht-verfolgten deutschen Gesellschaft angehörten, sondern einige unter ihnen als sogenannte ›Halbjüdin‹ oder Kommunistin im Nationalsozialismus verfolgt worden waren. Ihre Biografien stehen somit nicht exemplarisch für die deutsche Mehrheitsgesellschaft. Diesen Umstand thematisierten sie in ihren Berichten jedoch nicht. Erlebnisse aus der Zeit des Krieges und der nationalsozialistischen Herrschaft flochten sie eher beiläufig ein, etwa wenn es in einem Gespräch um das Thema Rente ging: »Tina: Hattest du eine Berufsausbildung? Ruth: Nein. Ich hatte aber das Glück, daß ich Verfolgte war, und ich hätte, wenn ich nicht verfolgt gewesen wäre, wahrscheinlich eine Ausbildung: Verfolgte waren bevorzugt im Öffentlichen Dienst einzustellen. Das war 1960.«²³⁷ Auf diese Verfolgungserfahrung von Ruth gingen die Gesprächspartnerinnen jedoch nicht weiter ein. Somit wurde ihre Biografie als die einer Verfolgten in dem Sonderheft nicht sichtbar.

Vermehrt kamen auch Bücher mit gesammelten Erinnerungen auf den Markt, die ein heterogeneres Bild von Miterlebenden der NS-Zeit wiedergaben, und sich nicht auf Widerständige konzentrierten. Dazu gehört das Buch »Eine stumme Generation berichtet«, das 1982 in der Fischer-Taschenbuchreihe »Die Frau in der Gesellschaft«

234 Schüddekopf, Charles (Hg.): Der alltägliche Faschismus. Frauen im Dritten Reich, Berlin 1981. Schüddekopf war Verleger im J.H.W. Dietz-Verlag, der in einer sozialistischen bzw. sozialdemokratischen Tradition steht. Im genannten Band gibt es auch eine Erzählung von Irmgard Schüddekopf, die Verwandtschaftsverhältnisse zwischen ihr und Charles Schüddekopf werden jedoch nicht deutlich. Irmgard Schüddekopf sandte auch an die Zeitschrift *Courage* einen Erinnerungsbericht, der im Sonderheft »Alltag im 2. Weltkrieg« (1980) erschien, siehe Kapitel 4.3.3.

235 Ebd., S. 8.

236 *Courage*-Sonderheft 6, Was ist denn älter. Frauen im Gespräch, 1982.

237 Ebd., S. 27.

veröffentlicht wurde.²³⁸ Dieser Band besteht aus Erinnerungsberichten verschiedener Frauen, deren Leben ganz unterschiedlich von der NS-Herrschaft beeinflusst worden waren. Die Rezensentin Doris Fürstenberg schrieb in der *Courage*: »Das reicht vom BDM übers Durchlavieren bis zum bewußten aktiven Widerstand.«²³⁹ Die studierte Historikerin²⁴⁰ fand differenzierte Worte für die Zusammenstellung dieser biografischen Selbsterzählungen, sie ordnete die Veröffentlichung in den ›Trend‹ der Oral History ein: »Wie hölzern und schwerfällig ist doch der Versuch, diese vielfältigen Lebensgeschichten zu systematisieren. Die Ratlosigkeit, wie mit dieser relativ neuen Art von Geschichtsschreibung umzugehen ist, macht sich auch hier bemerkbar.«²⁴¹

Ein weiteres Beispiel ist das bereits erwähnte zweite, sehr erfolgreiche Buch »Blitzmädel, ›Heldenmutter‹, ›Kriegerwitwe‹« (1986) von Gerda Szepansky. In diesem Band versammelte sie Biografien von über dreißig Frauen, die sie nach ihrem Leben befragt und deren Erzählungen sie zu zusammengefasst hatte. Auch habe sie aus Berichten von anderen Erzählungen, »die in ihrem Kern authentisch sind«²⁴² zusammengestellt und mit alltagsgeschichtlichen Quellen wie Briefen und Tagebüchern gearbeitet. Die Titel der von Szepansky verfassten Lebensgeschichten reichen von »Die Flakhelferin im Café« über »Mutti, die Gestapo und der Krieg« bis zu »Auf dem Wege nach Auschwitz«. Wenngleich Szepansky einleitend festhielt, dass sie die meisten Frauen im Nationalsozialismus als »politisch desinteressiert«²⁴³ einschätzte, sprach sie ihnen doch auch ein besonderes Potential zum Widerstand zu:

»Mit der aufkommenden Kriegsmüdigkeit legten die Frauen allgemein eine stärkere Verweigerungshaltung an den Tag. [...] Auf der Suche nach Auswegen aus unliebsamen Situationen waren Frauen sehr erfinderisch. Die soziale Empfindlichkeit, die ihnen durch Erziehung eigen ist, brachte sie oft in einen gefühlsmäßigen Widerspruch zur Unmenschlichkeit der Naziherrschaft. Sie halfen Verfolgten mit Lebensmitteln und Kleidung, mitunter sogar mit Obdach, sie steckten Fremdarbeitern, Kriegsgefangenen oder KZ-Häftlingen ein Stück Brot zu.«²⁴⁴

238 Dischner, Gisela (Hg.): Eine stumme Generation berichtet. Frauen der dreißiger und vierziger Jahre, Frankfurt a.M. 1982.

239 Fürstenberg, Doris: Eine stumme Generation berichtet. Buchbesprechung, in: *Courage*, H. 9 (1982), S. 54.

240 Doris Fürstenberg, Jg. 1952, veröffentlichte 1986 ihr erstes Buch über Frauen, die das KZ Auschwitz überlebt haben, vgl. Fürstenberg, Doris (Hg.): Jeden Moment war dieser Tod. Interviews mit jüdischen Frauen, die Auschwitz überlebten, Eine Dokumentation, Düsseldorf 1986. Von 1995 bis 2013 war Doris Fürstenberg Leiterin des Kulturzentrums Schwartzsche Villa in Berlin-Steglitz. Vgl. Meger, Roxane: Gärtnerin in der Kulturwüste, in: Berliner Morgenpost, 05.05.2013, URL: <https://www.morgenpost.de/printarchiv/top-bmlive/article115883110/Gaertnerin-in-der-Kulturwueste.html> (04.11.2023).

241 Fürstenberg: Eine stumme Generation berichtet.

242 Szepansky: »Blitzmädel‹›Heldenmutter‹›Kriegerwitwe«, S. 10.

243 Ebd.

244 Ebd., S. 14–15.

Von resistenten Handlungen von Frauen in der NS-Gesellschaft wurde in der feministischen Öffentlichkeit auch an anderen Stellen berichtet.²⁴⁵ Szepanskys Verallgemeinerung ist Teil einer Entlastungserzählung der deutschen Mehrheitsgesellschaft, die angesichts des gesteigerten Interesses in die Alltagsgeschichte des Nationalsozialismus seit Ende der 1970er Jahre eine Aktualisierung erfuhr. So meint die Historikerin Mary Fulbrook, dass die neue Bereitschaft des intergenerationellen Sprechens über die NS-Zeit und das vermehrte Wissen über die NS-Verbrechen und verschiedenen Opfergruppen paradoxerweise dazu beigetragen habe, das Selbstbild der »unschuldigen Zuschauer« zu stabilisieren.²⁴⁶

Wie gezeigt, überschneiden sich Publikationen über Widerstandskämpferinnen, Mitläuferinnen und Verfolgte in der feministischen Erinnerungskultur. Viele der Darstellungen sind subjektive Erzählungen, die in großem zeitlichen Abstand zur Zeit des NS-Regimes entstanden waren. In einigen der abgedruckten Gespräche gab es zwar Rückfragen an die Erzählende, doch eine wissenschaftliche Einordnung wollten und sollten diese Veröffentlichungen erklärtermaßen nicht leisten. Die feministische Öffentlichkeit wurde so – gedächtnisaktivistisch – zu einem Ort der Speicherung und erinnerungskulturellen Verhandlung von widerständigem Handeln im Nationalsozialismus.

4.2.3 Gespräche mit älteren Lesben

Eine besondere, spezifisch der neuen Frauenbewegung zuzuordnende Suche nach Vorgängerinnen und Verbündeten betrifft das Befragen und Portraitieren von älteren Lesben. Dies fand nur in der feministischen Öffentlichkeit statt. Eine herausragende Rolle nahm dabei Ilse Kokula ein, die im Lesbischen Aktionszentrum West-Berlin (LAZ) aktiv war und schon Mitte der 1970er Jahre ihre Forschungs- und Publikationstätigkeit zu lesbischem Leben, Sozialisation, Diskriminierung und Geschichte begann.²⁴⁷ Mit ihren Arbeiten wurde sie zur Chronistin der Lesbenbewegung der 1970er Jahre.²⁴⁸ 1986 veröffentlichte sie das Buch »Jahre des Glücks, Jahres des Leids...«, eine Sammlung mehrerer Interviews mit älteren Lesben in Zusammenstellung mit historischen Texten der Homosexuellendiskriminierung.²⁴⁹ Die hier versammelten Interviews und Portraits waren schon seit Beginn der 1980er Jahre in verschiedenen Journalen der Lesbenbewegung wie

245 Schefer, Gitta: Frauenwiderstand im Nationalsozialismus. Keine Arbeitsdisziplin und politisch »desinteressiert«, in: *Courage*, H. 3 (1984), S. 49–50.

246 Fulbrook, Mary: »Unschuldige Zuschauer« in deutscher Geschichte und Erinnerung, in: Norbert Frei/Tim Schanetzky/Sybille Steinbacher (Hg.): *Demokratisierung der Deutschen. Errungenschaften und Anfechtungen eines Projekts*, Göttingen 2020, S. 51–64, hier: S. 61–63.

247 Vgl. Kokula, Ilse: *Die urnischen Damen treffen sich vielfach in Konditoreien*, in: *Courage*, H. 7 (1980), S. 38–39; dies.: *Weibliche Homosexualität um 1900 in zeitgenössischen Dokumenten*, München 1981; dies.: *Formen lesbischer Subkultur*, Berlin 1983.

248 Vgl. ihre erste, unter Pseudonym veröffentlichte Arbeit zum LAZ: *Kuckuck, Ina: Der Kampf gegen Unterdrückung*, München 1975.

249 Kokula, Ilse (Hg.): *Jahre des Glücks, Jahre des Leids. Gespräche mit älteren lesbischen Frauen*, Dokumente, Kiel 1986.

der West-Berliner Zeitschrift *Lesbenstich*, der in der Schweiz publizierten *Lesbenfront* und dem Periodikum *unsere kleine zeitung* – UKZ der West-Berliner Gruppe L74 erschienen.

Auch in der *Courage*, die mit einer Auflage von bis zu 70.000 Exemplaren entsprechend viele Leser*innen erreichte, hatte Kokula zum Beispiel das ausführliche Interview mit Gerda Madsen (Pseudonym) publiziert.²⁵⁰ Ilse Kokula hatte die 1904 geborene Gerda Madsen nach ihren Erfahrungen in der Hamburger Homosexuellenszene der Weimarer Zeit befragt und wie sich ihr Leben mit dem Erstarren des Nationalsozialismus verändert hatte. Es interessierte sie besonders, in welchen Lokalen sich die Frauen trafen und wie sie sich kennenlernen und ansprechen konnten. Gerda Madsen war überzeugte Kommunistin und hatte für die »Rote Hilfe« gesammelt, berichtete sie. Sie hatte somit eine doppelte Vorbildfunktion für die jungen Frauen der autonomen Lesbenbewegung: als politisch links orientierte und ihre Homosexualität auslebende Frau. Gerda Madsen berichtete, wie sie und ihre Weggefährtinnen sich aus Angst vor Verfolgung und Drangsalierung zurückgezogen hätten. Sie selbst sei ins Umland gezogen und habe erst in der Nachkriegszeit wieder eine Lebensgefährtin gefunden. In der neuen Frauenbewegung fand sie wieder Kontakt zu einer lesbischen (Sub-)Kultur, berichtete Madsen: »Ich war übergücklich über die Frauenbewegung. War Feuer und Flamme. Ich fing an wieder intensiver zu leben.«²⁵¹ Ihre Gedanken zum Nationalsozialismus hatte Gerda Madsen Ilse Kokula in einem Brief mitgeteilt, aus dem Kokula zitierte. Angesichts der Verbrechen und des millionenfach erlebten Elends sei ihr eigenes Schicksal ihr unbedeutend vorgekommen: »Wie kann ich dann meine kleine Geschichte meiner Schwierigkeiten, meines Ekels, meiner Traurigkeiten und Verzweiflung erzählen. Ilse, ich lebe?«²⁵² Diese Äußerungen von Gerda Madsen geben Hinweis darauf, wie es einigen Lesben ihrer Generation mit der Vergangenheit und ihren Erinnerungen erging: Ihre erlebte Diskriminierung im Nationalsozialismus war weniger invasiv und folgenreich als andere Verfolgungsschicksale. Weibliche Homosexualität wurde im Gegensatz zu männlicher im Nationalsozialismus nicht strafrechtlich verfolgt, konnte aber im Kontext von Strafermittlungen wegen anderer Delikte negativ ausgelegt werden.²⁵³ Die NS-Gesellschaft war grundsätzlich ho-

250 Kokula, Ilse: Da hab ich jeden Kontakt zu Lesben verloren. Gespräch mit Gerda Madsen, in: *Courage*, H. 6 (1981), S. 44–47.

251 Ebd., S. 47.

252 Ebd.

253 Huneke, Samuel Clowes: Die Grenzen der Homophobie. Lesbischsein unter nationalsozialistischer Herrschaft, in: Alexander Zinn (Hg.): *Homosexuelle in Deutschland 1933–1969. Beiträge zu Alltag, Stigmatisierung und Verfolgung*, Göttingen 2020, S. 117–129, hier: S. 118; Schoppmann, Claudia: Zwischen strafrechtlicher Verfolgung und gesellschaftlicher Ächtung. Lesbische Frauen im »Dritten Reich«, in: Insa Eschebach (Hg.): *Homophobie und Devianz. Weibliche und männliche Homosexualität im Nationalsozialismus*, Berlin 2012, S. 35–52. Einer anderen Meinung ist Jens Dobler, der Lesben als genauso Verfolgte ansieht wie Schwule: Dobler, Jens: *Unzucht und Kuppellei. Lesbenverfolgung im Nationalsozialismus*, in: Eschebach: *Homophobie und Devianz*, S. 53–62, hier: S. 62. Zur gedenkpolitischen Debatte um die Gleichsetzung von Schwulen und Lesben als Verfolgte im Nationalsozialismus: Zinn, Alexander: *Geschichte im Dienste einer neuen Opferkultur. KZ-Denkmal für Lesben*, in: Cicero online, 15.07.2021, URL: <https://www.cicero.de/kultur/kz-denkmal-lesben-ravensbrueck-homosexualitaet-opferkultur-minderheiten> (04.11.2023). In den 1980er Jahren entluden sich Konflikte zwischen jüdischen und nicht-jüdischen Lesben, da Jüdinnen der Lesbenbewegung Antisemitismus bzw. das Ignorieren des Holocaust vorwarfen. Siehe

mosexuellenfeindlich, sodass Frauen, deren sexuelle Orientierung bekannt wurde oder die unter dem Verdacht der Homosexualität standen, mit Repressalien und Dienststrafverfahren rechnen mussten.²⁵⁴

Die meisten Lesben hatten schon im Nationalsozialismus ihre Sexualität versteckt und in der Bundesrepublik wurden sie weiterhin stigmatisiert. Einige ältere Lesben fanden dann, wie Gerda Madsen, in der Lesbenbewegung der 1970er Jahre wieder Gleichgesinnte. In West-Berlin initiierte Käthe ›Kitty‹ Kuse (1904–1999) die Gruppe L74 (L für Lesbos und 74 für das Gründungsjahr) für ältere Lesben. Um einen Gruppenkern von wenigen Frauen (im Gründungsjahr waren sie zu sechst) versammelten sich wechselnd bis zu 30 weitere.²⁵⁵ Die Gruppe gab ab 1975 die bundesweit erhältliche Lesbenzeitschrift *unsere kleine zeitung* – UKZ heraus. Vermutlich ging der Titel auf die historische Erfahrung zurück, dass Frauen, die in der Weimarer Zeit die damalige Lesbenzeitschrift *Die Freundin* am Kiosk kaufen wollten, nur »unsere kleine Zeitung« verlangten.²⁵⁶

Ilse Kokulas Arbeit war so wertvoll für die autonome Lesbenbewegung der 1970er und -80er Jahre, da sie mit den Verbindungen zu den Erlebnissen der älteren Frauen historische Bezüge herstellte und Identitätsangebote machte. Die unter ihrer Diskriminierung leidenden Lesben in der Bundesrepublik suchten nach historischen Vorgängerinnen und Vorbildern. Ilse Kokula legte in ihren Interviews einen Schwerpunkt auf die Homosexuellenkultur der Weimarer Zeit.²⁵⁷ Viele ihrer Gesprächspartnerinnen sind Anfang des 20. Jahrhunderts geboren und als junge Erwachsene in der Weimarer Republik sozialisiert worden, ehe das NS-Regime begann. Somit machten sie ihre ersten sexuellen Erfahrungen vor der repressiven Zeit des Nationalsozialismus. Metropolen wie insbesondere Berlin waren Zentren der Liberalisierung von Sexualitäten und Lebensentwürfen.²⁵⁸ Die Lesbenbewegung der 1970er Jahre konnte sich so in die Traditionslinie zur Homosexuellenkultur der Weimarer Zeit stellen. In diesem Sinne formulierte Ilse Kokula für den

hierzu Kapitel 6.1.2. Einen Vorschlag zur Überwindung von Opferkonkurrenz macht: Lautmann, Rüdiger: Vom Nutzen des Vergleichs. Abschied von der Opferkonkurrenz, in: Zinn: Homosexuelle in Deutschland, S. 177–191.

- 254 Zinn, Alexander: »Kein Anlass zum Einschreiten gegeben«. Lesbisches Leben im Nationalsozialismus, in: ders.: Homosexuelle in Deutschland, S. 103–116, hier: S. 107–108.
- 255 Bornemann, Eva/Trachsel, Helga: Gruppe L74 und die Zeitschrift UkZ (Unsere kleine Zeitung), in: Dennert/Leidinger/Rauchut: In Bewegung bleiben, S. 77–79, hier: S. 77.
- 256 Ebd., S. 78.
- 257 Dagmar Herzog widerspricht der verbreiteten Periodisierung, dass die Weimarer Republik aufgelöst durch das Ende des Ersten Weltkriegs eine Zeit der sexuellen Liberalisierung gewesen sei, die 1933 mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten abrupt endete. Sexuelle Liberalisierung in der deutschen Gesellschaft habe sich schon zur Jahrhundertwende entwickelt und konservative Gegentendenzen seien schon vor 1933 spürbar geworden. Nach Herzog war der Nationalsozialismus außerdem nicht grundsätzlich sexualitätsfeindlich, sondern hat Sexualität rassistisch und eugenisch reguliert, Herzog: Die Politisierung der Lust, S. 21–23. Einen Überblick über das weite Forschungsfeld gibt: Planert, Ute: Körper, Sexualität und Geschlechterordnung in der Weimarer Republik, in: Nadine Rossol/Benjamin Ziemann/Thomas Mergel (Hg.): Aufbruch und Abgründe. Das Handbuch der Weimarer Republik, Darmstadt 2021, S. 595–618.
- 258 Dornhof, Dorothea/Dietze, Gabriele (Hg.): Metropolenzauber. Sexuelle Moderne und urbaner Wahn, Göttingen 2014; Beachy, Robert: Das andere Berlin. Die Erfindung der Homosexualität. Eine deutsche Geschichte 1867–1933, München 2015.

1986 veröffentlichten Band ihr spezifisch auf die lesbisch-feministische Selbstvergewisserung bezogenes Verständnis von den Gesprächen mit älteren Lesben:

»Zur Rekonstruktion unserer Geschichte brauchen wir das Wissen unserer Vorgängerinnen. Wer außer ihnen könnte uns über ihre Identitäten, ihre Selbstverständnisse, ihre Freundschaften und Partnerschaften, ihre Cliques, Vereine, Lokale und politischen Organisationen, über die von ihnen gelesenen Zeitschriften und Bücher, ihren Widerstand und ihre Anpassung, ihren Mut und ihre Ambivalenzen berichten, wenn nicht sie selbst.«²⁵⁹

Doch dieses intergenerationelle Gespräch zwischen jungen und älteren Lesben war keine Selbstverständlichkeit. Als Kokula 1975 mit ihren Gesprächen begonnen hatte, sei es unüblich gewesen, Interviews mit älteren Frauen zu führen. Sie habe ihre Gesprächspartnerinnen fast ausschließlich über die Gruppe L74 kennengelernt und sei mit ihrem Vorhaben noch »belächelt« worden.²⁶⁰ Auch habe es zunächst keine Veröffentlichungsmöglichkeiten gegeben, sodass mitunter sieben Jahre zwischen dem Interview und seiner Erstveröffentlichung in den frühen 1980er Jahren vergingen.²⁶¹ Zum Zeitpunkt der Buchpublikation 1986 sei das Interesse an ihren Gesprächen viel größer gewesen als in den Jahren zuvor. Ilse Kokula vermutete, dass das auch daran lag, dass sich die Feministinnen inzwischen mit ihren eigenen Müttern auseinandergesetzt hatten.²⁶² Mit ihren Interviews geschichtswissenschaftliche Oral History zu betreiben, wollte die promovierte Soziologin Kokula indes nicht für sich in Anspruch nehmen. Sie verstand die aufgezeichneten und für die Veröffentlichung sprachlich nicht überarbeiteten Transkriptionen ihrer Gespräche »als Beitrag zur Spurensuche der sozialen Geschichte lesbischer Frauen«²⁶³. Sie richtete sich damit explizit an alle Frauen, die vom lesbischen Leben vor ihrer Zeit erfahren wollten, und verstand ihre Arbeit nicht als Beitrag zu einer wissenschaftlichen Diskussion.

Eine innere Sicht auf die eigenen Motivationen für ältere Frauen, die Kontakt zu jüngeren in der Frauen- und Lesbenbewegung hatten, ist durch die Überlieferung der Korrespondenzen von Hilde Radusch in ihrem Nachlass möglich, die folgend im Mittelpunkt meiner Analyse steht.

Hilde Radusch (1903-1994) als Auskunftgeberin und Verbündete

Hilde Radusch nimmt eine Sonderrolle in der Überlieferung der Kontakte zwischen älteren und jüngeren Frauen in der neuen Frauenbewegung ein.²⁶⁴ Sie trat in vielfacher Hinsicht als Portraitierte oder Gesprächspartnerin in der feministischen Öffentlichkeit in

259 Kokula: Vorwort, S. 14.

260 Ebd., S. 7.

261 Ebd.

262 Ebd., S. 8. Siehe dazu das folgende Kapitel 4.3.

263 Ebd.

264 Ich habe Hilde Raduschs Korrespondenzen aus ihrem Nachlass, der im feministischen Archiv FFBIZ in Berlin liegt, 2021 in einem Artikel vorgestellt, aus dem ich ausgewählte Passagen für das vorliegende Kapitel übernehme. Vgl. Speit: Die westdeutsche Frauenbewegung im intergenerationellen Gespräch.

Erscheinung. Das 1976 in der *Courage* veröffentlichte Portrait über Hilde Radusch war das erste einer Frau, die als Kommunistin, Verfolgte im Nationalsozialismus und Lesbe ein Vorbild und eine Verbündete für die jüngeren Feministinnen war.²⁶⁵ Radusch war in den 1970er und 1980er Jahren für viele Historikerinnen der feministischen Frauenforschung eine Auskunftgeberin. Sie war gleichzeitig selbst Aktivistin der neuen Frauenbewegung und hatte sowohl die Gruppe L74 und das FFBIZ mitgegründet.²⁶⁶ Hilde Radusch bewegte und äußerte sich in vielen Räumen der feministischen Öffentlichkeit. In Foren der historischen Frauenforschung trat sie als ›Zeitzeugin‹ in Erscheinung. Aus ihren Korrespondenzen geht hervor, dass sie für jüngere Frauen ein Vorbild war, hatte sie doch ein politisch-engagiertes und sexuell emanzipiertes Leben geführt. In den 1970er und -80er Jahren vermittelte sie Kontakte innerhalb der Frauenbewegung – auch zu traditionellen Frauenverbänden – und unterstützte mehrere autonome Gruppen. Einige Texte von Hilde Radusch erschienen in feministischen Zeitschriften, oft gingen diese Veröffentlichungen auf ihre aktive Zuschrift zurück. Sie gab außerdem die Zeitschrift *unsere kleine zeitung* – UKZ mit heraus. Hilde Radusch war also in aktivistischen Bewegungsräumen, in (alternativ-)öffentlichen Räumen und in bilateralen Gesprächsräumen der lesbisch-feministischen Bewusstseinsbildung und historischen Frauenforschung aktiv. Ihr Nachlass, der mehrheitlich aus umfangreichen Korrespondenzen und schriftlichen Entwürfen und Aufzeichnungen besteht, vermittelt ein Bild von ihren Verbindungen in die Frauenbewegungsszene.²⁶⁷ Die Analyse der Korrespondenzen, die Hilde Radusch mit zahlreichen Akteurinnen der neuen Frauenbewegung, vor allem Journalistinnen und Historikerinnen, seit Mitte der 1970er Jahre führte, belegt die Bedeutung des intergenerationellen Gesprächs für die Bewegung.²⁶⁸

Radusch wurde 1903 geboren und wuchs in Weimar in einer bürgerlichen Familie auf. In den 1920er Jahren ging sie zur Ausbildung als Erzieherin nach Berlin. Dort trat sie in den Kommunistischen Jugendverband und später in die Kommunistische Partei (KPD) ein. Da sie in ihrem Ausbildungsberuf keine Arbeit fand, nahm sie eine Stelle als Telefonistin bei der Post an, wo sie auch Betriebsrätin wurde. Als junge Erwachsene erkannte sie, dass sie lesbisch war, und lebte mit ihrer ersten Partnerin zusammen. Von 1929 bis 1932 war sie Stadtverordnete für die KPD und gehörte somit nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten zu den politisch Verfolgten. 1933 wurde sie rund fünf Monate lang im Berliner Frauengefängnis Barnimstraße inhaftiert. In den folgenden Jahren sicherte sie mit verschiedenen Anstellungen ihren Lebensunterhalt und versuchte durch Wohnungswechsel weiteren staatlichen Repressalien zu entgehen. 1939 lernte sie Eddy Klopsch kennen, die für die nächsten 21 Jahre ihre Lebensgefährtin wurde. Eddy

265 Plogstedt/Zurmühl: Jahrgang 1903.

266 Gesichtete Bestandteile hierzu: Nachlass Hilde Radusch, Mitgliedschaft in Organisationen und Vereinen u.a. 1982–1987 Berliner Geschichtswerkstatt, Unterlagen zu Frauenverlagen, -buchhandel, FFBIZ B Rep. 500 Acc. 300 Nr. 24; Nachlass Hilde Radusch, L74, UKZ, Korrespondenzen, Manuskripte usw. (1973–1994), FFBIZ B Rep. 500 Acc. 300 Nr. 26; Nachlass Hilde Radusch, FFBIZ, Protokolle, Satzungen, Notizen, Korrespondenzen etc. (1980–1994), FFBIZ B Rep. 500 Acc. 300 Nr. 27.

267 Scheidle, Ilona: Der Nachlass Hilde Radusch (1903–1994), in: Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.): *Grünes Gedächtnis* 2013, Berlin 2014, S. 56–59.

268 Vgl. Speit: Die westdeutsche Frauenbewegung im intergenerationellen Gespräch.

Klopsch eröffnete mit Hilde Raduschs Hilfe im Berliner Scheunenviertel einen Mittagstisch. Dort versorgten die beiden Frauen gelegentlich Verfolgte des Regimes. Als 1944 eine erneute Verhaftung drohte, tauchten sie gemeinsam unter. In einer Laube im Umland von Berlin überlebten sie unter starkem Hungern von Dezember 1944 bis Kriegsende. Hilde Radusch zog sich dabei ein Rheumaleiden zu, das nur wenige Jahre nach dem Krieg zu ihrer Frühverrentung führte. Zuvor hatte sie beim Bezirksamt Berlin-Schöneberg für kurze Zeit die Stelle »Opfer des Faschismus« geleitet, ehe sie dort von ehemaligen KPD-Genossen – aus der Partei war sie wegen politischer Differenzen ausgetreten – als Lesbe denunziert und Anfang 1946 entlassen wurde.²⁶⁹ Erst in den 1970er-Jahren, über zehn Jahre nach dem Tod ihrer Lebensgefährtin, fand sie erneut Zugang zu ihrem politischen Engagement. In der neuen Frauenbewegung lebte sie wieder auf und blieb in ihr bis zu ihrem Tod mit fast 91 Jahren aktiv.

Aus ihrem Nachlass geht hervor, dass sie in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre zunächst Kontakt mit den Frauen aufnahm, die die feministischen Zeitschriften *Courage* und *Emma* gegründet hatten. Ab 1985 tauschte sich Radusch intensiv mit der Aktivistin und Autorin Pieke Biermann aus. Die Frauen lernten sich durch die Erarbeitung des Dokumentarfilms »Muss es denn gleich beides sein?« über Hilde Raduschs Leben näher kennen, der 1986 in den Dritten Programmen ausgestrahlt wurde.²⁷⁰ Der Briefwechsel der beiden Frauen ist ausführlich und über mehrere Jahre hinweg dokumentiert.²⁷¹

Hilde Raduschs Nachlass ermöglicht es auch, sich den Bereichen der feministischen Öffentlichkeit anzunähern, die in gelebter Praxis, Treffen, Gesprächen und Freundschaften bestanden. Private Korrespondenzen und solche, die hinter den »Produktionskulissen« der feministischen Veröffentlichungen entstanden sind, sind gerade deswegen wertvolle Ergänzungen, da die feministischen Zeitschriften ihre Arbeit nicht geschlossen hinterlassen haben. Die Überlieferung dieser Korrespondenz ist gebunden an individuelle Kontakte, Anerkennung und Sprechfähigkeit ihrer Urheberinnen in der Bewegung. So entsteht durch die Beschäftigung mit ihrem Nachlass auch ein Bild von Hilde Raduschs besonderer Stellung in der West-Berliner Frauenbewegungsszene. Gleichzeitig befördert und bestätigt die Tatsache, dass mit ihrem Nachlass gearbeitet werden kann, ihre außergewöhnliche Position.²⁷²

Hilde Radusch war außerdem eine aktive Netzwerkerin und Brückenbauerin innerhalb der neuen Frauenbewegung. Sie stellte Kontakte her, vor allem zwischen dem konservativen »Staatsbürgerinnen-Verband«²⁷³ und autonomen Gruppen, empfahl und ver-

269 Die biografische Darstellung orientiert sich an: »Nicht Opfer, sondern immer Kämpferin« Hilde Radusch (Jahrgang 1903), in: Claudia Schoppmann: Zeit der Maskierung. Lebensgeschichten lesbischer Frauen im »Dritten Reich«, Berlin 1993, S. 32–41.

270 Biermann, Pieke/Haffter, Petra: Muss es denn gleich beides sein? Aus dem Leben einer Aufsässigen, TV-Dokumentarfilm, Bundesrepublik Deutschland 1985.

271 Vorlass Pieke Biermann, Briefwechsel mit Hilde Radusch, FFBIZ A Rep. 400 Berlin 2.9 a – 1; Vorlass Pieke Biermann, Unterlagen zum Film »Muss es denn gleich beides sein«, FFBIZ A Rep. 400 Berlin 2.9 a – 2 bis 6.

272 Eine evtl. ähnliche Position in der Bewegung nahm auch die Initiatorin der Gruppe L74, Kitty Kuse, ein. Ihr Nachlass ist jedoch nicht überliefert.

273 Der Deutsche Staatsbürgerinnen-Verband e.V. geht auf den 1865 von Louise Otto-Peters gegründeten Allgemeinen Deutschen Frauenverein (ADF) zurück. Nach der Selbstaflösung 1933 gründete

wies einzelne Akteurinnen auf einander.²⁷⁴ Radusch schrieb 1976 an die *Courage*-Gründerin Sabine Zurmühl unter Beigabe des aktuellen Verbandsblattes der ›Staatsbürgerinnen‹: »Ich finde überhaupt, daß das Jahr der Frau und die Tätigkeit der Feministinnen sehr belebend auf die alten Vereine wirken (19 haben wir in Berlin mit je mehreren Gruppen), wenn sie auch natürlich von Feministinnen nichts wissen wollen.«²⁷⁵ Damit meinte Radusch die autonomen Feministinnen, von denen sich die etablierten Frauenverbände ihrer Vermutung nach abgrenzten. Sabine Zurmühl fragte Hilde Radusch in ihrem Antwortbrief, ob sie noch Frauen kenne, die in den 1920er Jahren in der Frauenbewegung aktiv gewesen seien. Sie würde gerne zu ihnen Kontakt aufnehmen und sie nach ihrem Wissen und ihren Erfahrungen befragen. Das Wissen der älteren Frauen sei wichtig für die jüngere Generation, und es blieben schließlich nur noch wenige Frauen, die Auskunft geben könnten.²⁷⁶ Radusch antwortete darauf ausführlich, sie gab Zurmühl mehrere konkrete Hinweise auf Verbände und einzelne Frauen, die sie für eine Kontaktaufnahme empfahl.²⁷⁷ Somit ermöglichte Radusch auch andere intergenerationelle Gespräche zwischen jungen Feministinnen und älteren Frauen.

Raduschs Nachlass erzählt auch von ihren zahlreichen Bemühungen um Veröffentlichung.²⁷⁸ In der Zeitschrift *unsere kleine zeitung* veröffentlichte sie unter dem Pseudonym »Gisela Bär« Artikel und Gedichte. Sie schrieb auch aktiv an mehrere andere Verlage, Zeitschriften und Zeitungen der konservativen Presse. Gelegentlich wurde ein Leserbrief von ihr gedruckt, sie erhielt jedoch überwiegend Absagen, insbesondere was ihr literarischen Arbeiten anging.²⁷⁹ Auch bot sie den Redaktionen der *Emma* und der *Courage* ihre Mitarbeit an, beiden Zeitschriften schickte sie mehrfach Themenvorschläge, Kritik, Lob und Hinweise.²⁸⁰ Ging es um die nationalsozialistische Vergangenheit, so fühlte Hilde Radusch sich angesprochen und berief sich auf ihre Expertise als Zeitzeugin. 1977 schrieb sie an die *Emma*-Redaktion: »Wenn Sie Fragen betreffs Faschismus haben, antworte ich Ihnen gerne.«²⁸¹ Im gleichen Jahr verfasste sie eine Replik auf einen provokativ

sich der Verband 1947 erneut. Hilde Radusch trat 1972 bei und blieb mit einigen Mitgliedern und Vorsitzenden in gelegentlichem Kontakt. Auch las sie die Verbandszeitschrift aufmerksam und suchte einige Veranstaltungen.

- 274 Nachlass Hilde Radusch, Korrespondenz mit Frauen- und anderen Projekten (1947–1994), FFBIZ B Rep. 500 Acc. 300 Nr. 40.
- 275 Brief von H. Radusch an S. Zurmühl, 16.12.1976, in: Nachlass Hilde Radusch, Mitgliedschaft in Organisationen und Vereinen u.a. Sommeruniversität 1979–1983, *Courage*, diverse andere Frauenorganisationen und -projekte, FFBIZ B Rep. 500 Acc. 300 Nr. 25.
- 276 Brief von S. Zurmühl an H. Radusch, 27.12.1976, in: FFBIZ B Rep. 500 Acc. 300 Nr. 25.
- 277 Brief von H. Radusch, 16.01.1977, in: FFBIZ B Rep. 500 Acc. 300 Nr. 25.
- 278 Vgl. ihre zahlreichen Schreiben in: Nachlass Hilde Radusch, Korrespondenz mit Zeitungen und Verlagen (1948–1991), FFBIZ B Rep. 500 Acc. 300 Nr. 38.
- 279 Nachlass Hilde Radusch, FFBIZ B Rep. 500 Acc. 300 Nr. 40.
- 280 Radusch setzte sich dafür ein, dass die von ihr mit herausgegebene Zeitschrift *UKZ* der Gruppe L74 sich bezüglich des Streits zwischen *Emma* und *Courage* neutral verhalten solle, vgl. Tonbandaufnahme einer Redaktionskonferenz der *UKZ* (*Unsere Kleine Zeitung*), 18.12.1977, FFBIZ Rep. 500 Acc. 300, 48.2.
- 281 Brief von H. Radusch an die *Emma*-Redaktion, 08.08.1977, in: Nachlass Hilde Radusch, FFBIZ B Rep. 500 Acc. 300 Nr. 40.

formulierten Artikel über »Faschistische Analogien in feministischen Publikationen«,²⁸² der in der in Münster herausgegebenen feministischen Literaturzeitschrift *Mamas Pfirsiche – Frauen und Literatur* erschienen war. Raduschs Text wurde schließlich neben weiteren Widerreden in *Mamas Pfirsiche* veröffentlicht,²⁸³ zuvor hatte sie diesen auch der *Emma*-Redaktion angeboten mit dem Hinweis: »Als Politisch [sic!] Verfolgte bin ich an der Überwachung solcher Darstellungen interessiert.«²⁸⁴ Die *Emma*-Redaktion hatte es jedoch abgelehnt, auf diese Kontroverse einzugehen.²⁸⁵

Viele Frauen verschiedener Altersgruppen befragten Hilde Radusch zu ihrem Leben. Zahlreiche »bekannte Namen« der feministischen historischen Frauenforschung finden sich in ihren Korrespondenzen.²⁸⁶ So fand Hilde Radusch als historische Persönlichkeit Eingang in mehrere Publikationen feministischer Historikerinnen, etwa von Claudia Schoppmann über lesbisches Leben im 20. Jahrhundert, von Ursula Nienhaus über Frauen als Angestellte, oder von Reingard Jäkl, Ingrid Schmidt-Harzbach, Irene Stoehr und anderen über ihr Wirken in der unmittelbaren Nachkriegszeit.²⁸⁷

Mit Ilse Kokula, die zur Geschichte und Gegenwart von Lesben forschte, korrespondierte Hilde Radusch intensiv seit Mitte der 1970er Jahre. Sie berichtete ihr von zahlreichen Begebenheiten und Erinnerungen aus ihrem Leben, gab Auskunft über die Homosexuellenkultur der Weimarer Republik und konnte ihr viele Namen, Orte und Anekdoten mitteilen.²⁸⁸ Ab 1979 arbeitete Hilde Radusch mit Annemarie Tröger in regelmäßigen Interviewsitzen zusammen. Tröger verfolgte das Vorhaben, eine Biografie über Hilde Radusch zu schreiben, das sie jedoch jahrelang nicht verwirklichen konnte. Hilde Radusch wandte sich 1989 schlussendlich von dem Projekt ab, obwohl Tröger inzwischen eine Finanzierung für die Biografie beantragt hatte.²⁸⁹ Die Transkripte der aufgezeichneten Gespräche und Notizen von Annemarie Tröger zu den Interviews sind im Archiv

282 Heinz, Heide: Faschistische Analogien in feministischen Publikationen, in: *Mamas Pfirsiche – Frauen und Literatur*, H. 6 (1977), S. 4–110.

283 Feministinnen als Faschistinnen? Diskussion und Dialoge um den Aufsatz »Faschistische Analogien in feministischen Publikationen« von Heide Heinz mit Hilde Radusch, Ernest Bornemann, Helga Dörhöfer, Dr. M. Beek, in: *Mamas Pfirsiche – Frauen und Literatur*, H. 8 (1977), S. 44–56.

284 Brief von H. Radusch an die *Emma*-Redaktion, 23.07.1977, in: Nachlass Hilde Radusch, FFBIZ B Rep. 500 Acc. 300 Nr. 40.

285 Brief der *Emma*-Redaktion an H. Radusch, 19.09.1977, in: FFBIZ B Rep. 500 Acc. 300 Nr. 40.

286 Ohne Anspruch auf Vollständigkeit: Ilse Kokula, Annemarie Tröger, Irene Stoehr, Carola Sachse, Gudrun Schwarz, Ingrid Schmidt-Harzbach, Elisabeth Meyer-Renschhausen, Ursula Nienhaus; aus dem Umfeld der Geschichts(werkstätten)-Bewegung Claudia von Gelieu, Reingard Jäkl, Gisela Wenzel (Berliner Geschichtswerkstatt); darüber hinaus mit Journalistinnen wie Petra Haffter und Kristine von Soden sowie mit der Aktivistin und Publizistin Pieke Biermann u. a. in: Nachlass Hilde Radusch, Korrespondenz u. a. mit: Carola Sachse, Ingrid Schmidt-Harzbach, Irene Stoehr, Annemarie Tröger, FFBIZ B Rep. 500 Acc. 300 Nr. 33; Hilde Radusch im Gespräch mit Ursula Nienhaus, Tonbandaufnahme, 28.11.1988, FFBIZ Rep. 500 Acc. 300, 48.15.

287 Nienhaus, Ursula: Fräulein Geduldig, Herr Post und Ada Kupferdraht: Technologie und Sozialbeziehungen. Ein Kapitel Postgeschichte, für Hilde Radusch, Telefonistin, in: *Journal für Geschichte*, H. 5 (1988), S. 44–53; Schoppmann: Zeit der Maskierung; Jäkl, Reingard: Hilde Radusch, in: Renate Genth/dies./Rita Pawlowski u. a. (Hg.): *Frauenpolitik und politisches Wirken von Frauen im Berlin der Nachkriegszeit 1945–1949*, Berlin 1996, S. 310–312.

288 Zahlreiche Korrespondenzen in: Nachlass Hilde Radusch, FFBIZ B Rep. 500 Acc. 300 Nr. 31.

289 Überliefert in: Nachlass Annemarie Tröger, FFBIZ B Rep. 500 Acc. 800 – 3.

FFBIZ überliefert.²⁹⁰ Tröger setzte sich intensiv mit der akademischen Entwicklung der Oral History auseinander und nahm ihr Projekt mit Hilde Radusch 1981 als Beispiel für gemeinsame Deutungsversuche von weiblichen Lebensgeschichten.²⁹¹

Hilde Radusch erhielt auch Zuschriften von jüngeren Frauen, die Diplom- oder Seminararbeiten über die Geschichte von Lesben schreiben wollten. Nicht immer reagierte Radusch auf diese Zuschriften, auf manche jedoch sehr ausführlich.²⁹² Aus diesen Briefen und ihren Auskünften an die Historikerinnen sowie überlieferten Tonaufnahmen²⁹³ von Gesprächsveranstaltungen – sie trat bei mehreren Sommeruniversitäten für Frauen, Lesbenwochen und anderen Veranstaltungen auf – ergibt sich ein Bild der Interessen der fragenden Frauen. Vor allem die Bewusstwerdung ihrer Sexualität und wie sie als junge homosexuelle Frau in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus leben konnte, war von Interesse. Die jüngeren Frauen fragten auch nach Hilde Raduschs Elternhaus, ihrem politischen Engagement bis 1933, nach ihren Verfolgungserfahrungen im Nationalsozialismus und ihrem Erleben der Nachkriegszeit. Hilde Radusch schien gerne Auskunft zu geben. Brieflich schilderte sie mitunter seitenlang ihre eigenen Erfahrungen, die sie oft an einzelnen Begebenheiten festmachte. Einige Ereignisse aus ihrem Leben schilderte sie mehreren Personen in ähnlicher Weise. Sie verstärkte ihre Erinnerungen durch die Äußerung ihrer persönlichen Meinung, zum Beispiel zum Thema »Frauen haben Hitler an die Macht gebracht« oder dem Röhm-Putsch.²⁹⁴ Das Erinnern und Erzählen schien ein zweischneidiges Schwert für Hilde Radusch zu sein. Einerseits ist aus ihren Korrespondenzen ein großer Drang, eine eigene Motivation für die Mitteilung ihrer Meinungen und Erfahrungen herauszulesen. Sie wandte sich proaktiv in die Öffentlichkeit und schrieb 1985 nicht ohne Stolz an Annemarie Tröger »Ja, ich werde scheinbar berühmt und das vor meinem Tode«²⁹⁵ und 1992 an Pieke Biermann »Inzwischen werde ich als Zeitzeugin gehandelt. [...] Ich fühle mich verpflichtet.«²⁹⁶

Andererseits sind ihre Korrespondenzen auch von Vorbehalten und Ängsten durchzogen.²⁹⁷ In Vorbereitung auf eine Gesprächsveranstaltung mit einer Schulklasse schrieb sie voller Zweifel: »Alles, was ich über die Nazizeit berichten kann, sind Sachen

290 Nachlass Annemarie Tröger, Korrespondenz, Veröffentlichungen und andere Materialien, FFBIZ B Rep. 500 Acc. 800 – 133; Nachlass Hilde Radusch, FFBIZ B Rep. 500 Acc. 300 Nr. 3.

291 Tröger: »Ich komme da mit den feministischen Gedanken nicht mit...« Hierzu ausführlich Kapitel 4.1.2.

292 So antwortete sie sehr ausführlich auf die Fragen der Niederländerin Marie-José Smulders, die Hilde Radusch im Juli 1984 auch besuchte, Korrespondenz überliefert in: Nachlass Hilde Radusch, FFBIZ B Rep. 500 Acc. 300 Nr. 33.

293 Hilde Radusch, Lesung in Berlin, Tondokument, 4.10.1983, FFBIZ Rep. 500 Acc. 300, 48.5–7; Hilde Radusch im Gespräch mit Ursula Nienhaus, Tonbandaufnahme, 28.11.1988, FFBIZ Rep. 500 Acc. 300, 48.15.

294 Tondokument zur Frauen-Sommeruniversität 1977 im FFBIZ, ohne Signatur; Fragebogen zur Veranstaltung in: Nachlass Hilde Radusch, FFBIZ B Rep. 500 Acc. 300 Nr. 31.

295 Brief von H. Radusch an A. Tröger, 30.11.1985, in: Nachlass Annemarie Tröger, FFBIZ B Rep. 500 Acc. 800 – 133.

296 Brief von H. Radusch an P. Biermann, 12.01.1992, in: Vorlass Pieke Biermann, FFBIZ A Rep. 400 Berlin 2.9 a – 1.

297 Vgl. hierzu auch: Speit: Die westdeutsche Frauenbewegung im intergenerationellen Gespräch, S. 160–161.

mit Frauen. Ob das ankommt? Ich weiß, daß ich in der Frauenuniversität gut angekommen bin.«²⁹⁸ Bis zu ihrem 80. Geburtstag verwendete sie das Pseudonym »Gisela Bär«. Die öffentliche Aufmerksamkeit rund um die Veröffentlichung des Dokumentarfilms über ihr Leben bis Kriegsende »Muss es denn gleich beides sein?«²⁹⁹ war ihr nicht immer geheuer. Pieke Biermann vertraute sie 1986 an: »Ihr setzt alle voraus, daß ich ein Interesse an der Veröffentlichung meiner Lebensgeschichte habe. Ich weiß das garnicht so genau.«³⁰⁰

Auch die intensiven Gespräche über ihr Leben, wie die regelmäßigen Interviews mit Annemarie Tröger, schienen Hilde Radosch bisweilen emotional zu belasten. Das geht aus den Aufzeichnungen von Tröger und den Korrespondenzen der beiden Frauen hervor. Radosch versuchte vorab, ihr Leben in Abschnitte einzuteilen, bereitete die Interview-Sitzungen mit der Durchsicht von ihren Aufzeichnungen vor und suchte passende Dokumente aus ihrem Leben heraus.³⁰¹ Besonders schwer fiel es ihr, über die Zeit zwischen 1945 und 1960 zu sprechen, als die Belastungen durch Krankheit und Erwerbslosigkeit für Hilde Radosch und ihre Lebensgefährtin sehr groß waren und die beiden Frauen keine Solidarität aus ihren ehemaligen sozialen und politischen Netzwerken erfuhren.³⁰² Das Gespräch über diese Zeit brach sie impulsiv ab.³⁰³

Hilde Radoschs Briefe berühren auch den Aspekt des Erinnerns und Erzählens als psychischen und sozialen Prozess. Mitte der 1970er Jahre, Radosch war über 70 Jahre alt, begann diese intensive Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit, da die jüngeren Frauen ihr Fragen stellten und interessiert an ihrem Erfahrungsschatz waren. Gegenüber Ilse Kokula äußerte Hilde Radosch, was das in ihr auslöste. »Dieses Beschäftigen mit meiner Vergangenheit hat mir viele neue Gesichtspunkte vermittelt«³⁰⁴, schrieb sie 1976. Zum Beispiel hätte sie über das Leben ihrer eigenen Mutter nachgedacht und nehme sie nun anders wahr. Auch 1977 reflektierte sie darüber, dass das Erinnern ein aktiver Gedankenprozess sei, für den sie sich gesundheitlich nicht immer stark genug fühle: »Wenn ich mich fühle, kann ich immer noch einige Erinnerungen aktivieren«³⁰⁵. Auch an Annemarie Tröger schrieb sie, dass sie sich gerne mental auf ihre Gespräche vorbereiten wolle. Sie solle ihr vorab mitteilen, über welche Zeit im Leben sie sie in der nächsten Interviewsitung befragen wolle, so könne sie ihr »Gedächtnis ein wenig einüben«³⁰⁶.

298 Brief von H. Radosch an I. Himml-Landers, 05.02.1978, in: Nachlass Hilde Radosch, FFBIZ B Rep. 500 Acc. 300 Nr. 40.

299 Biermann/Haffter: Muss es denn gleich beides sein?

300 Brief von H. Radosch an P. Biermann, 01.01.1987, in: Vorlass Pieke Biermann, FFBIZ A Rep. 400 Berlin 2.9 a – 1.

301 Brief von H. Radosch an A. Tröger, 23.01.1979, in: Nachlass Annemarie Tröger, FFBIZ B Rep. 500 Acc. 800 – 133.

302 A. Tröger: Handschriftliches Gedächtnisprotokoll einer Interviewsitung mit H. Radosch, 29.07.1979, in: FFBIZ B Rep. 500 Acc. 800 – 133.

303 Ebd.

304 H. Radosch an I. Kokula, 25.04.1976, in: Nachlass Hilde Radosch, FFBIZ B Rep. 500 Acc. 300 Nr. 31.

305 H. Radosch an I. Kokula, 26.09.1977, in: FFBIZ B Rep. 500 Acc. 300 Nr. 31.

306 H. Radosch an A. Tröger, 23.01.1979, in: Nachlass Annemarie Tröger, FFBIZ B Rep. 500 Acc. 800 – 133.

Die hier vorgestellte Überlieferung verweist grundsätzlich auf die Möglichkeiten von Traditionsbildung in Frauenbewegungen: Wo geschrieben und gesprochen wird, da entsteht ein Resonanzboden für Geschichte und Geschichten. Dieser Resonanzboden war für Hilde Radusch durch die neue Frauenbewegung und ihre Alternativöffentlichkeit gegeben. In ihr konnte sie ihre Aktivitäten – ihr Sprechen und Schreiben, ihr Netzwerken – entfalten und sie erwies sich für die identifikatorische Suche der jüngeren Feministinnen als Partnerin. Hilde Raduschs Charakter und ihre persönliche Lebenssituation, dass sie in ihren letzten Lebensjahrzehnten alleinstehend, aber kontaktfreudig, und selbst im hohen Alter geistig sehr rege war, haben es ermöglicht, dass ihre Erzählungen und die Interpretation ihrer Geschichte Niederschlag in der feministischen Öffentlichkeit und darüber hinaus gefunden haben. Hilde Raduschs Leben und Wirken wird durch die feministische Öffentlichkeit bis heute überliefert.

Die Analyse von Hilde Radusch als Partnerin im intergenerationellen Gespräch und im Aktivismus der neuen Frauenbewegung eröffnet somit mehrere Perspektiven auf die feministische Erinnerungskultur. Radusch war nicht nur Auskunftgeberin und Vorbild, sondern auch Weggefährtin und Verbündete für jüngere Feministinnen. Im Laufe der 1980er Jahre wandelte sich Hilde Radusch verstärkt von der Aktivistin zur Zeitzeugin und nahm somit auch in der aktiven Erinnerung eine veränderte Rolle ein. Sie schränkte ihre eigene schriftstellerische Tätigkeit stark ein. Es sind weniger Kontaktaufnahmen an Zeitschriften und Verbände von ihr überliefert, jedoch nach wie vor viele Kontakte zu Frauen, die sie befragten und zu Gesprächsveranstaltungen einluden. Neben Hilde Raduschs fortschreitendem Alter und ihrer gesundheitlichen Verfassung spielen auch die erinnerungskulturellen Veränderungen in der Bundesrepublik eine Rolle. Diese Zeit war geprägt durch das Aufkommen der Geschichtswerkstätten in den 1980er Jahren und das gestiegene öffentliche Interesse an biografischen Erzählungen über die NS-Vergangenheit. In der Frauenbewegung veränderten sich viele autonom gegründete und betriebene Projekte; einige wurden eingestellt, andere transformierten sich zu einer institutionalisierten feministischen Arbeit.³⁰⁷ Auch die individuellen Entwicklungen von Hilde Raduschs Gesprächspartnerinnen sind in ihren Korrespondenzen ablesbar. Die Frauen, die mit Hilde Radusch zusammenarbeiteten, entwickelten sich beruflich weiter, etablierten sich zum Beispiel durch den Erwerb akademischer Titel, wechselten ihre Berufe oder verstetigten ihre Professionen, etwa als Journalistin. Dies zeigt den Wandel der feministischen Öffentlichkeit und folglich auch der feministischen Erinnerungskultur auf, die sich im Laufe der 1980er Jahre in mehrere Teilöffentlichkeiten zerfiel. Hilde Raduschs Wirken überwölbte die Zäsuren dieser dynamischen Entwicklung, doch diese gingen – wie gezeigt – nicht spurlos an ihr vorüber.

4.3 Intergenerationelles Gespräch mit Frauen der eigenen Müttergeneration

Atina Grossmann erlebte als US-Amerikanerin mit deutsch-jüdischen Wurzeln die Entwicklung der historischen Frauenforschung in der Bundesrepublik mit. Sie hielt sich von

307 Hierzu Kapitel 6.

1977 bis 1981 in West-Berlin auf und war in der Gruppe junger feministischer Historikerinnen um Annemarie Tröger aktiv.³⁰⁸ Hier sei ihr der Unterschied zwischen ihr als Kind jüdischer Überlebender und der deutschen feministischen Forscherinnen als Kinder der deutschen Täter*innengesellschaft deutlich geworden.³⁰⁹ »In Berlin wurde ich immer ganz naiv gefragt: »Warum sprichst du denn so gut Deutsch?« [...] Es ist nie jemand darauf gekommen, dass ich das Kind jüdischer Flüchtlinge sein könnte«³¹⁰, erinnert sich Grossmann. Die Perspektive der Verfolgten habe sich den Nachkommen der deutschen, nicht-verfolgten Mehrheitsgesellschaft erst allmählich erschlossen. Zunächst seien sie von sich selbst und ihren eigenen Müttern ausgegangen. Doch auch das war keine Selbstverständlichkeit, bestand doch lange eine große Sprachlosigkeit zwischen den Generationen und in der öffentlichen Erinnerungskultur.³¹¹ Das intergenerationelle Gespräch zwischen der Mütter- und Tochtergeneration muss somit als ein Aufbruch gedeutet werden.

Nach ihrer Rückkehr in die USA Anfang der 1980er Jahre erlebte Atina Grossmann die Entwicklungen der westdeutschen feministischen Geschichtsforschung als Partnerin im wissenschaftlichen Austausch mit. 1984 gab sie zusammen mit ihren US-amerikanischen Kolleginnen Renate Bridenthal und Marion Kaplan den Band »When Biology became Destiny«³¹² heraus. Die Frauen stellten ihre Forschungsinteressen bewusst in ihre persönliche Perspektive als Nachkommen deutsch-jüdischer Geflüchteter.³¹³ 1991 fasste Grossmann die damals aktuelle Diskussion zwischen der US-amerikanischen Historikerin Claudia Koonz und der westdeutschen Frauenforscherin Gisela Bock über die Opfer- und Täterschaft von Frauen im Nationalsozialismus für ein US-amerikanisches Publikum zusammen.³¹⁴ Sie verwies auf die unterschiedliche familiäre Prägung der Frauenforscherinnen:

»Personal positionality is crucial to these disputes. Who is doing the writing matters enormously. Koonz, the Midwestern American, was constantly confronted by the anxious burdens of memory shared by Jewish colleagues and the elderly German-Jewish refugees and Holocaust survivors she befriended – and felt responsible to – in her then base of Worcester, Massachusetts. For all of Bock's emphasis on »race« she never addresses the relationship between Anti-Semitism, racial hygiene and genocide. Women historians in Germany carry another audience in their heads and hearts. Even as they

308 Grossmann, Atina: Historikerin der »zweiten Generation«. Ein Gespräch über biographische Zugänge zur Geschichtsschreibung, in: dies. (Hg.): Wege in der Fremde. Deutsch-jüdische Begegnungsgeschichte zwischen Feldafing, New York und Teheran, Göttingen 2012, S. 103–131, hier S. 114.

309 Ebd., S. 114–117.

310 Ebd., S. 115.

311 Siehe Kapitel 2.1.

312 Bridenthal, Renate/Grossmann, Atina/Kaplan, Marion (Hg.): When biology became destiny. Women in Weimar and Nazi Germany, New York 1984.

313 Grossmann, Atina/Herzog, Dagmar/Betts, Paul: When Biology Became Destiny. Women in Weimar and Nazi Germany, Twentieth Anniversary Retrospective, in: German History, Jg. 22, H. 4 (2004), S. 600–612, hier: S. 601. Sie nahmen auch mehrere Beiträge westdeutscher Frauenforscherinnen in diesen Band mit auf, den sie als »transatlantisches Werk« verstanden, ebd., S. 606.

314 Zu diesem sogenannten Historikerinnenstreit, den die beiden genannten Kolleginnen 1989 bis 1992 austrugen, siehe Kapitel 6.2.1.

wrestle with anger and pity for Nazi and/or soldier fathers, they stress their mother's and grandmother's fortitude under bombing raids and in flight with their young children from the advancing Red Army, and the energy of the sturdy Trümmerfrauen tidying up the ruins of the bombed out cities.«³¹⁵

Doch wann haben sich die deutschen Mütter als vor der sowjetischen Armee fliehende Frauen, die nach Kriegsende die Trümmer der Städte wegräumten, als Identifikationsfiguren von Feministinnen gebildet? Wie verhält sich diese Identifikationsbildung zum Schweigen über die NS-Vergangenheit und zu dem oft explizit vorgetragenen Vorwurf, die Eltern der ›68er-Generation‹ seien vom Nationalsozialismus geprägt und somit nicht vertrauenswürdig? Die feministische Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit der Müttergeneration zeigt hiervon abweichende Motivationen auf.³¹⁶ Sie nahm – in Teilen – Abstand von den Vorwürfen an die Eltern und war offen für ihre subjektiven Erzählungen. Die feministische Erinnerungskultur integrierte demnach schon Ende der 1970er und Anfang der 1980er Jahre die Erinnerungen ›ganz normaler‹, das heißt nicht-verfolgter, deutscher Frauen. Die Identifikation erfolgte hier anders, nicht weg- und handlungsweisend wie mit den Frauen aus dem Widerstand, sondern als Identifikation mit den Frauen als Opfer.³¹⁷ Sie standen in einem Kontext der gesellschaftlich und innerfamiliär intensivierten Gespräche über den Nationalsozialismus, die unter anderem durch den TV-Mehrteiler »Holocaust« ausgelöst wurden. Dieses vermehrte Sprechen über die Zeit erfolgte nicht nur in der deutschen Täter*innengesellschaft, sondern auch in Familien von Verfolgten.³¹⁸

Die Auseinandersetzung mit den Erfahrungen der Miterlebenden-Generation lässt sich auf zwei biografische Bezugsrahmen beziehen: Erstens fanden Feministinnen um 1980 in der Beschäftigung mit den Lebensgeschichten älterer Frauen Anknüpfungspunkte an ihr eigenes Leben als Frauen. Sie identifizierten sich als Erwachsene mit ihnen, deren Handeln von politischen und gesellschaftlichen Bedingungen eingehegt wurde. Die Notlagen der Kriegs- und Nachkriegszeit, in der Versorgungsarbeit zu Schwerarbeit wurde, machten die Frauen – so die Interpretation einiger Miterlebender und Nachgeborener – zu Opfern ihrer Zeit und der als rein männlich verstandenen Politik. Zweitens setzten sich einige Feministinnen mit ihren eigenen Müttern und ihrer persönlichen Prägung durch das Miterleben der Kriegs- und Nachkriegszeit auseinander, während der sie selbst Kleinkinder waren. Einige hatten noch persönliche Erinnerungen an diese Lebensphase.

Die feministische Öffentlichkeit war somit schon früh ein Ort des intensivierten Gesprächs zwischen den Generationen über die NS-Vergangenheit, das sich im Laufe der 1980er Jahre ausweitete.³¹⁹ Dieser Dynamik kommt eine große Bedeutung in der Überwindung des Schweigens über den Nationalsozialismus durch die ›ganz normale

315 Grossmann, Atina: Feminist Debates about Women and National Socialism, in: *Gender & History*, Jg. 3, H. 3 (1991), S. 350–358, hier: S. 354.

316 Wooten: Frauenbewegte Opferidentifizierung?, S. 202.

317 Ebd., S. 213.

318 Siehe Kapitel 3.2.2.

319 Siegfried: Die Rückkehr des Subjekts, S. 125–130; Bösch: Zeitenwende, S. 364–365; Hardtwig, Wolfgang: Hochkultur des bürgerlichen Zeitalters, Göttingen 2005, S. 103–113.

Bevölkerung« zu. Blieben die ›privaten‹ Erinnerungen der Miterlebenden bisher meist in ihrem unmittelbaren sozialen Umfeld, in Erinnerungsgemeinschaften wie Familien, Nachbarschaften, Vertriebenen-, Veteranen- oder anderen Interessensverbänden, die sich durchaus konträr zur öffentlichen Geschichtspolitik verhalten konnten, gab es nun gesamtgesellschaftlich ein explizites Interesse daran, wie die in der erinnerungskulturellen Wahrnehmung bisher kaum präsenten Gruppen ›ganz normaler Deutscher‹ die NS-Zeit erlebt hatten.³²⁰

In den folgenden Kapiteln weise ich nach, dass feministische Zeitschriften, Forscherinnen und Aktivistinnen schon früh neue historische Quellen, vor allem historische Ego-Dokumente von Frauen und selbsterzählte Erinnerung sammelten und veröffentlichten. Diese Praxis in der feministischen Erinnerungskultur war von einer Suche nach Identifikation geprägt. Folgende Thesen liegen diesem Kapitel zugrunde: In der feministischen Erinnerungskultur bildeten oder verstärkten sich erstens vergeschlechtlichte Bildgedächtnisse und Narrative über Frauen im Nationalsozialismus, die in ihren Wurzeln bis in die Nachkriegszeit zurückreichen. Zweitens erschwerte die intensive Rezeption des propagandistischen NS-Frauenbilds in der feministischen Erinnerungskultur,³²¹ die Beteiligung oder Zustimmung von miterlebenden Frauen im Nationalsozialismus zu erfragen oder in den Blick zu nehmen. Drittens ermöglichte die feministische Erinnerungskultur aber auch, in historischer Perspektive über Mutterschaft, Kinderversorgung, Sexualität, weibliche Gesundheit und sexuelle Gewalt zu sprechen. Diese Motive des intergenerationellen Gesprächs mit der Müttergeneration untersuche ich im Folgenden.

4.3.1 Mutterschaft als zentrales Thema der neuen Frauenbewegung und der (auto-)biografischen NS-Erinnerung

Mutterschaft gehörte zu den zentralen Themen der neuen Frauenbewegung. Mütter waren es, die den Auftakt für die neue Frauenbewegung gaben. Die Frage, wie sie sich in politische Arbeit einbringen können, wo sie doch die Hauptlast der Familienarbeit tragen, und wie diese in der Gesellschaft neu aufgeteilt werden kann, war 1968 das Hauptanliegen der Initiatorinnen des Aktionsrat zur Befreiung der Frau.³²² Helke Sander erinnerte an diesen Umstand in den Folgejahren wiederholt.³²³ Die Frage nach der besonderen Lage von Müttern wurde mit der Zeit in der entstehenden autonomen Frauenbewegung immer wieder abgedrängt, beziehungsweise zunächst auf Felder wie Empfängnisverhütung und Abtreibung verlagert, kam jedoch wiederholt in explosiven Stellungnahmen und Debatten zum Vorschein.³²⁴

320 Saldern, Adelheid von: »Schwere Geburten«. Neue Forschungsrichtungen in der bundesrepublikanischen Geschichtswissenschaft (1960–2000), in: WerkstattGeschichte, H. 40 (2005), S. 5–30, hier: S. 13; Siegfried: Die Rückkehr des Subjekts, S. 126.

321 Siehe Kapitel 3.1.5 und Kapitel 3.2.4.

322 Siehe Kapitel 2.

323 Sander: Mütter sind politische Personen.

324 So gab es 1976 schon ein Mütter-Manifest; vgl. Mütter-Manifest, in: Courage, H. 1 (1977), S. 33–34. Dies wurde 1986/87 wieder aufgegriffen und intensiviert, Initiatorinnen waren autonome Frauen und mehrere Frauen aus der Partei Die Grünen. Das 1986 auf dem Mütterkongress verabschiedete

Die Auseinandersetzung mit der eigenen Mutter wiederum war auch Teil der autobiografischen Identitätsbildung. Die älter werdenden, in einigen Fällen selbst Muttergewordenen Feministinnen wandten sich neu ihren eigenen Müttern zu. Die Distanz, die in jugendlichen Abnabelungsprozessen aufgebaut worden war, wollten einige Frauen wieder überwinden. Manche Feministinnen drückten aus, dass die Erfahrung der eigenen Mutterschaft verbindend auf das Verhältnis zur eigenen Mutter wirkte. In der Identifikationsbereitschaft der jungen Frauen mit den eigenen Müttern lag auch die Bereitschaft, zu parallelisieren, nach Gemeinsamkeiten anstatt Unterschieden zu suchen.

Unter diesem Zeichen stand die dritte Frauen-Sommeruniversität 1978 zum Thema »Frauen und Mütter«. ³²⁵ Die Veranstaltungsangebote hatten eine große Spannweite, in Beiträgen und Workshops setzten sich die Teilnehmerinnen mit gesellschaftlichen oder biologischen Fragen der Mutterschaft auseinander. Gruppen von Müttern gegen Natur- und Umweltzerstörung und Frauengruppen aus der Friedens- und Anti-Atom-Bewegung oder für die Kampagne »Lohn für Haus- und Erziehungsarbeit« boten diese Veranstaltungen an. Das bewegungspolitische Spektrum an Veranstaltungen ergänzten Angebote zur Darstellung von Müttern in Kunst und Literatur, Beiträgen zu Demografie-Fragen und die Vorstellung wissenschaftlicher Projekte, etwa zum Thema Frauen und Mutterschaft in der DDR. ³²⁶ Eine Sequenz stellte auch die Frage nach »Frauengeschichte – Geschichte der Mütter?«. Darunter bot die Gruppe des Demokratischen Frauenbunds Berlin ³²⁷ eine Veranstaltung zum Thema »Die Frauen im Faschismus, im Widerstandskampf und ihre Konsequenz nach dem 2. Weltkrieg« an. ³²⁸

Zeitgleich zur Sommeruniversität, im Oktober 1978, gestaltete die Zeitschrift *Courage* das Titelthema »Unsere Mütter«. Ein Foto eines etwa zweijährigen Mädchens im Arm ihrer Mutter – ein Privatfoto einer der *Courage*-Redakteurinnen – schuf für alle Leser*innen, die einer ähnlichen Generation wie die abgebildeten Personen angehörten, einen visuellen Bezugspunkt in die eigene Vergangenheit. ³²⁹ Fünf Frauen aus der *Courage*-Redaktion hatten ein ausführliches Gespräch über ihre Mütter und Kindheit geführt

Manifest erzeugte eine große Debatte und wurde über die Frauenbewegung hinaus wahrgenommen und diskutiert, siehe Kapitel »Mütter werden lauter – die Mütterbewegung in der Frauenbewegung«, in: Lenz: Die neue Frauenbewegung, S. 621–645.

325 3. Sommeruniversität für Frauen 1978 e.V. (Hg.): Frauen und Mütter. Beiträge zur 3. Sommeruniversität für Frauen – 1978, Berlin 1979.

326 Vorbereitungsgruppe der Sommeruniversität f. Frauen: 3. Sommeruniversität für Frauen 9.–13. Oktober '78 an der Freien Universität Berlin (Programmheft). Schwerpunktthema: FRAUEN UND MÜTTER – Ideologie, Wirklichkeit oder konkrete Utopie, Berlin 1978.

327 Der Demokratische Frauenbund West-Berlin (DFB) war eine sozialistisch-kommunistische Organisation, die sich als Schwestern-Verbund des Demokratischen Frauenbunds in der DDR verstand. Die Vorbereitungsgruppe der 4. Sommeruniversität schloss die Teilnahme vom DFB und anderen kommunistisch-marxistischen Gruppen aus, da sie ihnen unterstellten, die »Frauenfrage« als nachrangig zu behandeln, vgl. die Briefwechsel und »Stellungnahme des Demokratischen Frauenbundes Berlin zur 4. Sommeruniversität für Frauen« 10/1979 in: Sommeruniversität der Frauen, Graue Materialien, v.a. Programme, Stellungnahmen, Presseberichte, 1976–1979, FFBIZ A Rep. 400 Berlin 20.8 b Som.

328 Vorbereitungsgruppe der Sommeruniversität f. Frauen: 3. Sommeruniversität für Frauen 9.–13. Oktober '78 an der Freien Universität Berlin (Programmheft), S. 36–37.

329 Titel: »Unsere Mütter«, *Courage*, H. 10 (1978).

und dieses unter dem Titel »Ängste, Zuneigung und Abgrenzung« veröffentlicht.³³⁰ Sie berichteten ausführlich über die Herkunft und Biografien ihrer Mütter und über das Verhältnis zwischen ihnen in der Kindheit und Gegenwart. Den umfangreichen Text illustrierten viele Fotos aus den privaten Familienalben und eröffneten damit auch visuell eine Perspektive, die an persönliches Erleben anknüpfte. Inhaltlich warfen die Frauen Fragen nach individueller und generationstypischer Prägung auf. Ich sehe darin eine Verbindung zur feministischen Bewusstseinsbildung anschließend an die Praxis der Selbsterfahrung (*consciousness raising*).³³¹ Das Vorgehen für das *Courage*-Sonderheft weist allerdings eine entscheidende Abschwächung zum *consciousness raising* als politische Praxis auf: Die Frauen versicherten sich zwar ihrer biografischen Vergangenheit und stellten im Austausch miteinander Ähnlichkeiten und Unterschiede fest, doch eine politische Forderung oder eine feministische Deutung leiteten sie aus ihrem Gespräch nicht ab. Hier nutzten die Gesprächspartnerinnen die persönliche Bewusstwerdung jedoch als Ausgangspunkt für ein intergenerationelles Gespräch. Denn im Anschluss wollten die *Courage*-Frauen andere, ältere Frauen in diesen Selbstvergewisserungsprozess mit einbeziehen. Die Veröffentlichung ihres Gesprächs verstanden sie als Auftakt und Einladung hierfür.

Aufgrund der generationellen Lage mussten alle Mütter der *Courage*-Frauen den Nationalsozialismus miterlebt haben. Da sie sich über ihre biografische Herkunft und Kindheit unterhielten, ist es erwartbar, dass sie sich in irgendeiner Form mit dem Nationalsozialismus auseinandersetzen mussten. In zahlreichen Quellen aus der feministischen Öffentlichkeit stelle ich eine Rhetorik des Nicht-Sprechens über den Nationalsozialismus fest. So ist auch in dem *Courage*-Beitrag »Unsere Mütter« auffällig, dass die Gesprächspartnerinnen den Nationalsozialismus dezidiert beiläufig berührten, kaum explizit benannten und zu keinem Zeitpunkt ausführlicher besprachen. Obwohl die Frauen durchaus ausführlich auf die Lebenswege der Mütter, ihre Herkunft und Berufsausbildung, das Kennenlernen des Vaters und die Zeit der Familiengründung eingingen, spielte der historische Kontext dabei kaum eine Rolle. Jahreszahlen flochten sie an einigen Stellen beiläufig ein, etwa: »Die sind 1942 geschieden worden. Das war ein furchtbares Drama.«³³² Sie standen nur insofern in einem Zusammenhang mit dem historischen Kontext, als zum Beispiel ein Studium der Mutter zu ihrer Zeit nicht üblich war: »Sie hat angefangen zu studieren, was damals ja ziemlich ungewöhnlich war. Das war in den späten 20er Jahren.«³³³ Dass die Elterngeneration der *Courage*-Frauen mit dem Miterleben des NS-Regimes vermutlich lebenseinschneidende Erfahrungen gemacht hatte, artikulierten sie an keiner Stelle. Lediglich im Zusammenhang der von ihren Müttern vorgetragenen Wertschätzung von akademischen Titeln und beruflichen Positionen, an der sich mehrere Töchter stießen und ihren eigenen Lebenswegen gegenüber als ignorant empfanden, echauffierte sich eine Gesprächspartnerin: »Leute,

330 Plogstedt, Sibylle/Oldermann, Renate: Ängste, Zuneigung und Abgrenzung. Gespräch über unsere Mütter, in: *Courage*, H. 10 (1978), S. 12–31.

331 Hierzu Kapitel 2.2.2.

332 Plogstedt/Oldermann: Ängste, Zuneigung und Abgrenzung, S. 15.

333 Ebd.

die durch zwei Weltkriege gegangen sind, die wissen doch im Grunde, wie durchsichtig alles ist, wie wenig das alles gebracht hat«³³⁴.

Nur in einer kurzen Sequenz im gesamten Gespräch, das über fünfzehn Textseiten geht, erhielt die NS-Vergangenheit einer Mutter etwas mehr Aufmerksamkeit. Die *Courage*-Gründerin Sibylle Plogstedt berichtete über die Berufsbiografie ihrer Mutter: »Während des Krieges hatte sie als Sekretärin gearbeitet, bei einem Polizeipräsidenten in Riga, und wo sie später behauptete, von all dem, was da passierte, nichts gewußt zu haben. Nach dem Krieg hat sie einen Lesezirkel aufgebaut.«³³⁵ Sie deutete damit an, dass die Mutter über ihre Tätigkeiten im von NS-Deutschland besetzten Riga (in Lettland) zwar berichtet hatte, jedoch angegeben hatte »von all dem, was da passierte« keine Kenntnis zu haben.³³⁶ Die Formulierung von Sibylle Plogstedt, ihre Mutter habe ihre Unkenntnis »behauptet«, lässt vermuten, dass sie dies als Schutzbehauptung empfand. Sie ging in dem Gespräch jedoch nicht weiter auf diesen Teil der Vergangenheit ihrer Mutter ein, was umso bemerkenswerter ist, da diese mit ihrer Berufsbiografie doch deutlich von dem Bild der »daheimgebliebenen« deutschen Frauen abwich. Somit ist ihr auch zu unterstellen, dass sie als Angehörige der deutschen Besatzungs-Administration von den Verbrechen vor Ort wusste. Auffällig ist, dass Sibylle Plogstedt sich scheinbar nicht konkreter ausdrücken musste, um ihren Gesprächspartnerinnen verständlich zu machen, wovon ihre Mutter behauptete, nichts zu wissen: Die Besetzung und Verwaltung der Stadt, die Drangsalierung der einheimischen Bevölkerung, die Verfolgung, Ghettoisierung und Erzwingung von Arbeit der jüdischen Bevölkerung und ihre Ermordung. Selbst wenn die Gesprächspartnerinnen und Leser*innen nicht mit Genauigkeit über die spezifischen Verbrechen in Riga informiert waren, so zeugt diese vage Formulierung davon, dass die Sprecherin ein Alltagswissen über die deutschen Verbrechen in den osteuropäischen Ländern voraussetzte.

Darin ist jedoch auch eine Variante des Nicht-Sprechens über die Erfahrungen und Taten im Krieg enthalten, die der Soziologe Heinz Bude mit dem vielzitierten Ausspruch »Man wusste voneinander, worüber man schwieg«³³⁷ auf die Generation der Mitlebenden des Nationalsozialismus bezogen hatte. Während diese Generation untereinander in stillschweigendem Einverständnis die miterlebten oder begangenen Verbrechen nicht zur Sprache brachte, so findet sich in der Generation der Nachgeborenen oder »Kriegskinder« ebenfalls eine Vermeidung, die Verbrechen explizit zu benennen oder zu erfragen. Dieses Muster deckt sich mit Ergebnissen aus Studien zur Tradierung der NS-Zeit in Familiengesprächen. Diese konnten feststellen, dass Angehörige der Kindergeneration selbst dann, wenn die Eltern von ihrer Beteiligung an oder ihrem Wissen von Verbrechen erzählten oder dies andeuteten, meistens nicht genau nachfragten. Einige konstru-

334 Ebd., S. 22.

335 Ebd., S. 16.

336 Die deutschen Besatzer*innen schufen in Riga ein jüdisches Ghetto, in das ab Ende 1941 als jüdisch verfolgte Deutsche aus dem Deutschen Reich deportiert wurden. Die im Ghetto festgehaltenen Menschen wurden zur Zwangsarbeit herangezogen. Die Nationalsozialisten lösten 1943 das Ghetto auf und deportierten Kinder und alte Menschen nach Auschwitz, wo sie sie ermordeten. Vgl. Angrick, Andrej/Klein, Peter: Die »Endlösung« in Riga. Ausbeutung und Vernichtung 1941–1944, Darmstadt 2006.

337 Bude: Bilanz der Nachfolge, S. 81.

ierten stattdessen ein eigenes, oft harmloseres Bild von der geschilderten Situation und deuteten dabei die Beteiligung des eigenen Familienmitglieds entscheidend um.³³⁸ Dass einzelne Personen als potentielle Täter*innen mit individuellen Motivlagen und Handlungsräumen weitgehend ignoriert wurden, spiegelt sich auch in der der NS-Täter*innenforschung dieser Zeit. In den 1970er und frühen 1980er Jahren hatte diese sich noch immer nicht der großen Zahl an individuellen Täter*innen zugewandt, sondern untersuchte vornehmlich Strukturen und Prozesse des Holocaust.³³⁹

So auffällig es ist, dass die Mütter der *Courage*-Frauen selbst nicht zu Wort kamen, so bemerkenswert ist auch die folgende Gesprächseröffnung, die in der Selbstreflexion der Töchter ihren Ausgang nahm: In einem Nachtrag forderten die *Courage*-Autorinnen Frauen der Generation ihrer Mütter dazu auf, auf ihr Gespräch »zu antworten, ›richtig-zustellen‹, ihre Seite aufzuschreiben und uns zu schicken«³⁴⁰. Die Initiative der *Courage*-Frauen war insofern ein Aufbruch.³⁴¹ Die Kindergeneration öffnete sich für das Gespräch, signalisierte Zuhören-Wollen und räumte der Müttergeneration Platz in ihren Medien ein, um ihre eigenen Positionen und Erfahrungen darzulegen. Der Aufforderung kamen mehrere Frauen nach. An zahlreichen Leserinnenzuschriften in den drei folgenden Heften sowie an der eigens dafür eröffneten Rubrik »Mütter-Diskussion« lässt sich eine große Resonanz auf dieses Thema ablesen. So entstand ein intergenerationelles Gespräch.

Im November-Heft des Jahres 1978 füllten dann sechs Briefe von Leserinnen zwei dichtbedruckte Seiten. Darin schilderten sie ihre persönlichen Lebenswege und ihr Verhältnis zu ihren eigenen Müttern und/oder zu ihren eigenen Töchtern. Drei der Schreiberinnen gingen dabei explizit auf das Thema Nationalsozialismus ein. Bemerkenswert ist, dass die sich äussernden Frauen in ihren Zuschriften von sich aus den Nationalsozialismus viel stärker – wenn auch inhaltlich sehr unterschiedlich – als biografischen und gesellschaftlichen Bruch betonten, während die Töchtergeneration in ihrem Gespräch zuvor kaum darauf eingegangen war. Auffällig ist außerdem, dass mehrere Zuschriften den Krieg und Nationalsozialismus explizit als männlich codierten. In bemerkenswerter Offenheit ging eine Frau namens Dora Lent dabei auf das Thema der Sexualerziehung ein:

»Selbstverständlich habe ich bei meinen zwei Töchtern, die ihrerseits die Sturm- und Drangzeiten des 2. Weltkrieges als Mädchen und junge Frauen durchlebt haben, auch in keiner Weise versucht, deren Verhaltensweisen und Erlebnisse zu normalisieren. [...] Ich habe nun darüber nachgedacht, wie der Rückschritt zu erklären ist, der zu den in ›Courage‹ geschilderten Konflikten zwischen Müttern und Töchtern geführt hat. Ich

338 Welzer/Moller/Tschuggnall: »Opa war kein Nazi«, S. 44–61; Jensen: Geschichte machen, S. 380.

339 Hierbei erschienen einzelne Täter*innen als Rädchen im Getriebe oder wurden als Exzesstäter*innen pathologisiert; Paul: Von Psychopathen, Technokraten des Terrors und ›ganz gewöhnlichen‹ Deutschen, S. 32.

340 Adelheid: Tochtergedanken, in: *Courage*, H. 10 (1978), S. 33.

341 In Kapitel 2.2.2. habe ich auf eine Münchener »Töchter-Gruppe« hingewiesen, die schon 1975 einen Fragebogen entwickelten, um ihre eigenen Mütter nach ihrer Biografie zu befragen. Ob dies je durchgeführt wurde, ist aus den vorliegenden Quellen nicht ersichtlich.

kann mir nur denken, daß der Nationalsozialismus ihn verursacht hat – dieses Aufblenden des Patriarchats. Der Nationalsozialismus hat wie ein Bergsturz die Zeit der Weimarer Republik und ihre Fortschritte für die Frauen verschüttet.«³⁴²

Damit schloss Dora Lent an Erzählungen an, die die Zeit Weimars als Moderne und Emanzipationszeit für Frauen begriffen, deren »Fortschritte« vom Nationalsozialismus wieder eingeebnet wurden.³⁴³ Die 58-jährige Hanna Tromm schrieb ebenfalls über ihr eigenes Leben und das ihrer Töchter. Auch sie interpretierte den Nationalsozialismus als Einschnitt für Frauen:

»Ich war eine für die Dreißiger und Vierziger Jahre ganz schön unbequeme Tochter im gutbürgerlichen Elternhaus. (Schon) damals hatten die meisten Mädchen eine Ausbildung und waren, wiewohl natürlich, in typisch weiblichen Berufen tätig. Die unselige Nazizeit und der Krieg prägen uns in verhängnisvoller Weise. Wir waren nur Objekt der Männerherrlichkeit.«³⁴⁴

Mit der Bezeichnung »Objekt der Männerherrlichkeit« markierte Hanna Tromm eindeutig den Status von Frauen als nicht handlungsfähig, gar unbeteiligt am Nationalsozialismus und als potentielle, entsubjektivierte Opfer. Eine weitere Leserin, Eva-Maria Schlie, meldete sich. Auch sie schrieb über ihre eigenen Erfahrungen als Mutter und Tochter, äußerte sich sehr wohlwollend gegenüber der *Courage* und dem Artikel. Sie habe vieles Besprochene in ihrer eigenen Biografie wiedergefunden. Sie selbst sei sechzig Jahre alt und erkundigte sich: »Gibt es eigentlich viele Frauen meines Alters, die Eure Zeitschrift kaufen und sich damit auseinandersetzen? Ich meine solche, die vor 1000 Jahren – wie ich – begeisterte BDM-Führerin waren? Ob die sich trauen?«³⁴⁵

Eva-Marie Schlies Frage muss aus den Zuschriften deutlich herausgehoben werden, da sie die Einzige war, die nach der Faszinationskraft des Nationalsozialismus für Frauen fragte. Sie schien sich mit ihrer eigenen jugendlichen Begeisterung für die nationalsozialistische Organisation schon auseinandergesetzt zu haben, drückte jedoch ihre Skepsis aus, ob andere Frauen das auch getan hätten. In ihrer Formulierung »Ob die sich trauen?« erscheint die Auseinandersetzung mit der eigenen Zustimmung zum Regime als

342 Lent, Dora: Mütter-Diskussion. Leserinnenbrief, in: *Courage*, H. 11 (1978), S. 46.

343 Erinnerungskulturell schloss diese Interpretation an die Nachkriegserzählungen von Frauenverbänden und Illustrierten an, die eine weibliche Unschuld am Nationalsozialismus propagiert hatten und Frauen als moralisch integre und zukunftsweisende Gestalterinnen eines neuen Deutschlands darstellten, vgl. Krauss, Marita: Trümmerfrauen. Visuelles Konstrukt und Realität, in: Gerhard Paul (Hg.): *Das Jahrhundert der Bilder. 1900 bis 1949*, Göttingen 2009, S. 738–745, hier: S. 743–744; Kramer: Ikone des Wiederaufbaus, S. 259. Die frühe historische Frauenforschung nahm dies mit auf, stellte diese Annahmen jedoch in den Kontext ihrer Erforschung von Arbeitsmarktpolitik und Sozialgesetzgebungen im 20. Jahrhundert. Somit wurde die emanzipierte, berufstätige Frau der Weimarer Zeit eine Identifikationsfigur und (nicht-verfolgte, deutsche) Frauen im Nationalsozialismus zu Opfern, was den Blick auf die antisemitische und rassistische Verfolgung im Nationalsozialismus lange verstellte, so: Wobbe: *Das Dilemma der Überlieferung*, S. 28–29.

344 Tromm, Hanna: Mütter-Diskussion. Leserinnenbrief, in: *Courage*, H. 11 (1978), S. 47.

345 Schlie, Eva-Maria: Mütter-Diskussion. Leserinnenbriefe, in: *Courage*, H. 11 (1978), S. 46.

Tabu, das nur selten gebrochen wurde. Mit der Formulierung »vor tausend Jahren« spielte Schlie ironisch auf das sogenannte ›Tausendjährige Reich‹ an und drückte mit dieser Übertreibung gleichzeitig aus, dass die zeitliche Distanz zum Nationalsozialismus eben nicht so groß war, wie diejenigen vorgaben, die die Auseinandersetzung eventuell scheuten oder verweigerten.

In der Dezember-Ausgabe setzte sich der Strom an Rückmeldungen mit zwei langen Briefen von älteren Frauen fort. Die NS-Zeit ließen diese Schreiberinnen jedoch unerwähnt.³⁴⁶ Im ersten Heft von 1979 wurde der Brief der 52-Jährigen Adi Scholz abgedruckt. Sie hob wiederum ganz explizit auf den Nationalsozialismus als männliche Idee und männliches System ab:

»Der Krieg – den ich hauptsächlich in Berlin erlebte – hat wohl viel dazu beigetragen, daß ich auch im Denken selbständig wurde. Den Krieg betrachtete ich so ganz allmählich als eine Wahnsinns-Idee von Männern gemacht; von Männern, die gelegentlich auftauchten wie Zirkusfiguren in Fantasie-Uniformen (z.B. Göring in unserer Luftwaffenstellung, Hitler im Sportpalast oder auf dem Balkon der Reichskanzlei), denen die Nummern ihrer Vorstellung reichlich durcheinander geraten waren. Das ganze Ausmaß dieses Männer-Irrsinns habe ich allerdings erst Jahre später begriffen.«³⁴⁷

Addi Scholz nannte den Krieg als Auslöser für ein persönliches Umdenken. Da sie selbst bei der Machtübernahme 1933 erst etwa sechs Jahre alt war, ist das nicht verwunderlich. Es deckt sich jedoch auch mit dem Empfinden vieler deutscher, nicht-verfolgter Frauen, die schon 1933 junge Erwachsene waren.³⁴⁸ Sie lobte den Artikel »Unsere Mütter« und das Gesprächsangebot, das die *Courage*-Frauen hiermit eröffneten: »Ich meine, ihr habt da ein ganz wichtiges Thema aufgegriffen, was auch sicher vielen älteren Frauen ermöglicht, mit in die Diskussion einzusteigen. Damit würde vielleicht eine Brücke geschlagen zu den Jüngeren, die heute aktiv in der Frauenbewegung sind.«³⁴⁹

Das »Mütter«-Gespräch der *Courage*-Frauen hatte also einige ältere Frauen dazu ermuntert, ihre Perspektive mit der jüngeren Generation öffentlich zu teilen. Sie berichteten dabei mitunter äußerst offen und mitteilsam über ihre eigenen Erlebnisse und Gefühle, ihr Aufwachsen oder ihr Verhältnis zu den eigenen Töchtern. Auffällig ist die Stellvertreter-Position, die die sich äußernden Frauen damit einnahmen, da die tatsächlichen Mütter der *Courage*-Redakteurinnen nicht in dieses Gespräch einbezogen waren.³⁵⁰ Einige der Generationsgenossinnen, die sich äußerten, berichteten dabei direkter über die Zeit des Nationalsozialismus, als dieser im Gespräch der Töchtergeneration benannt

346 Mütter-Diskussion, in: *Courage*, H. 12 (1978), S. 47.

347 Scholz, Addi: Mütter-Diskussion, in: *Courage*, H. 1 (1979), S. 12.

348 Frevert: *Bewegung und Disziplin*, S. 248.

349 Scholz: Mütter-Diskussion.

350 Das Gespräch zwischen den Generationen fiel den Beteiligten eventuell leichter, wenn sie nicht in einer persönlichen familiären Beziehung zueinander standen, siehe auch das titelgebende Zitat in: Fernkorn, Lisa/Förder, Gabi/Zwaka, Petra: »Mit Ihnen kann ich darüber sprechen, mit meiner Tochter konnte ich das nie!«. *Erfahrungen und Probleme mit dem narrativen Ansatz in der Frauengeschichtsforschung*, in: *beiträge zur feministischen theorie und praxis*, Jg. 7, H. 11 (1984), S. 123–131.

worden war. Sie stellten diese Zeit als Bruch dar, in der Sexualität und der Stellung der Frau habe sich einiges nachteilhaft verändert. Mehrere formulierten den Krieg und Nationalsozialismus als ›männlich‹ und nutzten damit ein erprobtes Motiv der weiblichen Nachkriegsinszenierung, auf das ich auch weiter unten noch einmal eingehen werde. Sie distanzieren sich damit implizit vom System als auch von jeglicher Verantwortung. Nur eine der Leserinnen reflektierte ihre eigene Begeisterung für den Nationalsozialismus als Heranwachsende.³⁵¹

Auf das »Mütter«-Thema reagierte die *Courage*-Redaktion über den Abdruck der Leserinnenbriefe hinaus nicht weiter. Das Gespräch gehörte jedoch, ein Jahr nachdem die Gruppe ›Mündliche Geschichte‹ ihr Interviewprojekt mit älteren Frauen auf der Sommeruniversität vorgestellt hatte³⁵², zum Auftakt des intensiver werdenden intergenerationalen Gesprächs in der feministischen Erinnerungskultur.

4.3.2 Der Film »Deutschland, bleiche Mutter« (1980) – Bildgebend für die deutsche Müttergeneration

»Deutschland, bleiche Mutter« war der achte Spielfilm der Regisseurin Helma Sanders-Brahms (1940–2014), die zuvor mit »Unter dem Pflaster ist der Strand« (1975) eine viel beachtete kulturelle Verarbeitung der 68er-Bewegung und der neuen Frauenbewegung geschaffen hatte.³⁵³ Helma Sanders-Brahms gehörte zu den wenigen Regisseurinnen, die sich im Autorenkino der 1970er Jahre einen Namen gemacht hatte. Mit einigen anderen Regisseurinnen stand sie für ein neues, feministisches, da aus weiblicher Perspektive erzähltes Kino.³⁵⁴ Ihr Film »Deutschland, bleiche Mutter« wurde 1980 auf den Berliner Filmfestspielen uraufgeführt und in der Bundesrepublik sehr kritisch besprochen. Im Ausland erfuhr »Deutschland, bleiche Mutter« mehr Anerkennung und erhielt auf dem französischen Frauenfilmfestival in Créteil den Hauptpreis.³⁵⁵

In »Deutschland, bleiche Mutter« erzählt Helma Sanders-Brahms aus der Perspektive der Tochter die Geschichte ihrer Eltern während der Zeit des Nationalsozialismus, im

351 Welche Angebote das als ›patriarchal‹ begriffene und in seinen Funktionseliten ausschließlich von Männern besetzte NS-Regime dem weiblichen Teil der deutschen Bevölkerung gemacht hatte, gehörte zu den zentralen Forschungsfragen der beginnenden historischen Frauenforschung schon seit ihren Anfängen 1976. Vgl.: Reese, Dagmar: Einleitung, in: dies. (Hg.): Die BDM-Generation. Weibliche Jugendliche in Deutschland und Österreich im Nationalsozialismus, Berlin 2007, S. 9–40.

352 Siehe Kapitel 4.1.2.

353 Die beiden Hauptdarsteller*innen von »Unter dem Pflaster liegt der Strand« erhielten 1975 den Deutschen Filmpreis. 1975 hatte Helma Sanders-Brahms außerdem mit »Shirins Hochzeit« einen der ersten Filme mit einer türkeistämmigen Protagonistin für das Fernsehen produziert. Vgl. Fischetti, Renate: Das neue Kino. Acht Porträts von deutschen Regisseurinnen: Helke Sander, Claudia von Alemann, Ula Stöckl, Helma Sanders-Brahms, Margarethe von Trotta, Jutta Brückner, Ulrike Ottinger, Doris Dörrie, Frankfurt a.M. 1992, S. 121.

354 Ebd.

355 Zum internationalen Erfolg siehe auch: »Deutschland, bleiche Mutter« ist in Frankreich eineinhalb Jahre gelaufen« Gespräch mit Helma Sanders-Brahms, in: ebd. S. 134–149. Siehe außerdem Möhrmann, Renate: Die Frau mit der Kamera. Filmemacherinnen in der Bundesrepublik Deutschland. Situation, Perspektiven, Zehn exemplarische Lebensläufe, München/Wien 1980, S. 141–160.

Krieg und in der Nachkriegszeit. Ihre Mutter, genannt Lene, stellte sie als Mitläuferin im Nationalsozialismus dar, die sich vor allem auf ihr familiäres Glück konzentrierte. Die Geburt der Tochter – im Film heißt sie Anna – zeigte Sanders-Brahms im Gegenchnitt mit Bildern und Lärm vom Bombardement des begonnenen Krieges. Sobald der Ehemann als Soldat an die Front muss, konzentriert sich Lene ganz auf ihr Kind. Die Filmmerzählung begleitet sie auf der Flucht mit der kleinen Anna durch kriegszerstörte Städte und verlassene Landschaften. Die Geschichte erzählt die Tochter – Helma Sanders-Brahms spricht sie selbst – retrospektiv aus dem Off. Visuell und erzählerisch rückt das Mutter-Tochter-Verhältnis so in den Mittelpunkt.³⁵⁶ Der Vater nimmt derweil widerwillig und verzweifelt als Soldat am Krieg teil.

Trotz Not, Zerstörung und der Vergewaltigung von Lene durch amerikanische Soldaten, erscheint diese Zeit der Zweisamkeit von Mutter und Kind als lebenswert, frei und selbstbestimmt. Die filmischen Szenerien rekurren auf das durch historische Fotografien und Filmaufnahmen vermittelte visuelle Gedächtnis der zerbombten Städte, der flüchtenden deutschen Bevölkerung und dessen Leben in Trümmern. Auch auf der auditiven Ebene integrierte Sanders-Brahms historisches Material, vor allem Radioansprachen. Das Kriegsende ermöglicht die Zusammenführung der kleinen Familie und einen Neuanfang in bescheidenen Verhältnissen, erzeugt jedoch einen Bruch der symbiotischen Beziehung von Mutter und Tochter. Die Frau leidet unter der einengenden Situation der Kleinfamilie und wird psychisch krank. Den »Zerfallsprozess« von Lene visualisierte Sanders-Brahms mit Großaufnahmen. Der Film endet mit dem Suizidversuch der Mutter. Es bleibt offen, ob die Tochter Anna, inzwischen ein Schulkind, sie durch Klopfen an der Badezimmertür von der Selbsttötung abhalten kann.

Der Film »Deutschland, bleiche Mutter« und seine Kommentierung durch die Regisseurin selbst sind so bemerkenswert, weil Sanders-Brahms Deutungsbilder schuf und verbreitete, die ab 1980 in der feministischen Öffentlichkeit, vor allem in der West-Berliner *Courage*, an Bedeutung gewannen. Sie bündelte in ihrem Film mehrere Annahmen über das Geschlechterverhältnis im Nationalsozialismus und seine Nachwirkungen, die in der feministischen Öffentlichkeit an verschiedenen Stellen immer wieder verlaublich wurden: Der Dualismus des Innen und Außen, Privaten und Öffentlichen, von Täterschaft und Krieg als männlich, dem Zuhause als friedlich und weiblich. Dass deutsche Frauen Opfer von Vergewaltigungen wurden, thematisierte die Filmmerzählung explizit, demgegenüber stand – durchaus kontrastierend – die Erfahrung von Selbstständigkeit und »Freiheit«³⁵⁷ der Frauen in der Nachkriegszeit. Auch Lenes Arbeit als »Trümmerfrau« erscheint als emanzipativ, während die Filmmerzählung die Wiederherstellung des Lebens in einer Kleinfamilie als Trauma vermittelt.

356 Henzler, Bettina: »Als ich auf die Welt kam, fiel ich auf ein Schlachtfeld...«. Figur, Perspektive und Schauspiel des Kindes in DEUTSCHLAND, BLEICHE MUTTER von Helma Sanders-Brahms, in: Filmästhetik und Kindheit. Online-Beiträge zum gleichnamigen Forschungsprojekt, Universität Bremen, 17.12.2017, URL: [https://www.filmundkindheit.de/forschung/filmanalysen/henzler-figur_sc_hauspiel_perspektive_des_kindes/\(04.11.2023\)](https://www.filmundkindheit.de/forschung/filmanalysen/henzler-figur_sc_hauspiel_perspektive_des_kindes/(04.11.2023)).

357 So sprach Helma Sanders-Brahms schon 1977 über die Motive des Films: »Freiheit, den Koffer zu nehmen und wegzugehen.«, siehe: Wittlich, Angelika/Schwarzer, Alice: »So bin ich eben«. Interview mit Helma Sanders-Brahms, in: Emma, H. 6 (1977), S. 12–14, hier: S. 13.

Sanders-Brahms deutete diese mütterlichen Erfahrungen als prägend für die Kindergeneration, der sie angehörte, und schloss hieraus auf die eigenen Emanzipationsbestrebungen und die ihrer Weggefährtinnen. Mit ihren authentisch anmutenden Bildwelten schuf Sanders-Brahms im Jahr 1980 ein in der feministischen Erinnerungskultur vielfach weiterverwendetes Repertoire visueller Stereotype über weibliches Leben im und nach dem Zweiten Weltkrieg, auf das folgend mehrfach zurückgegriffen wurde. Der Film wurde so in der feministischen Erinnerungskultur motivgebend für die deutschen, nicht-verfolgten Frauen.

Die Regisseurin selbst spielte für die Deutung des Films eine sehr wichtige Rolle. Helma Sanders-Brahms verstand »Deutschland, bleiche Mutter« als explizit feministische und generationelle Verarbeitung der Kriegserfahrung ihrer Eltern. Sie erläuterte dies ausführlich in ihrem 1980 im Rowohlt-Verlag erschienenen Buch, das Teile des Drehbuchs inklusive nicht verwendeter Szenen sowie ausführliche Gedanken der Regisseurin zum Film und den Dreharbeiten enthält. In einem kurzen Text, der auf das Jahr 1976 datiert ist, widmete sie sich in prosaischer Sprache dem Lebensweg ihrer Mutter:

»Und meine Mutter: erzogen zu einem ernsthaften, liebevollen jungfräulichen Mädchen, in die Ehe gegangen mit Aufrichtigkeit und Zärtlichkeit, dann darin vom Krieg überrascht, und nun im Krieg gefordert in Fähigkeiten, von denen sie nicht wußte, daß sie sie besaß, nämlich wach zu bleiben auch nach vierzig durchwachten Bombennächten, zu überleben auch ohne Essen, ohne neue Kleider, Kartoffeln zu graben, Pilze zu sammeln, mit einem Koffer in der Hand und dem Kind auf dem Arm oder auf dem Rücken durch das brennende Europa zu gehen.«³⁵⁸

Sie diskutierte auch den schmalen Grat zwischen naiver Untätigkeit und unterlassenem Widerstand, nahm jedoch von Vorwürfen an die Elterngeneration Abstand. Folglich werden auch die nationalsozialistischen Massenverbrechen nur am Rande thematisiert, durch eine Erschießungsszene, in der der Vater sich verweigert (siehe unten) und in einer Szene, in der Lene das Kurzwarengeschäft der als jüdisch verfolgten Inhaber*innen verlassen und mit antisemitischen Parolen beschmiert vorfindet. Der Antisemitismus der deutschen Gesellschaft wird in »Deutschland, bleiche Mutter« nicht weiter thematisiert.³⁵⁹ Die Konzentration auf das private Glück schien Sanders-Brahms einerseits als nachvollziehbaren Lebensinhalt zu akzeptieren, erkannte darin andererseits im Kontext des NS-Regimes auch eine Schwäche. Sie hob jedoch ausdrücklich hervor, dass Frauen den Krieg und die Nachkriegszeit dank ihres Pragmatismus und ihrer Tatkraft überlebt hätten. Dem sprach sie eine große Qualität, ja eine emanzipative Kraft zu.

»Es ist wahr, und ich glaube ihnen, sie haben das alles nicht gewollt. Sie haben es auch nicht verhindert. Wir machen ihnen Vorwürfe, aber mit welcher Berechtigung? [...] Ich erzähle die Geschichte meiner Eltern, weil ich sie kenne, weil sie mich betrifft, [...] und weil diese Geschichte eine individuelle und zugleich kollektive ist. Diese Geschichte,

358 Sanders-Brahms: Deutschland, bleiche Mutter, S. 10.

359 Heschel, Susannah: Konfigurationen des Patriarchats, des Judentums und des Nazismus im deutschen feministischen Denken, in: Kohn-Ley/Korotin: Der feministische »Sündenfall«, S. 160–184, hier: S. 172–175.

ganz individuell für sich, haben Millionen erlebt. Sie geschah in allen Wohnstuben, Schlafzimmern und Hotelbetten, in allen Schützengraben jeweils jedem als sein Schicksal ... Schuldig werden, obwohl man nichts tut als den Gesetzen gehorchen, Befehle der Obrigkeit ausführen, das Glück da suchen, wo auch die Bibel es dem Menschen verheißt: in der Ehe, mit einem Kind.«³⁶⁰

Obwohl der Titel und die Erzählung des Films die Mutter fokussieren, ist auch die Rolle des Vaters in der Filmerzählung beachtenswert. Sanders-Brahms erzählte in »Deutschland, bleiche Mutter« von einem Vater, der tendenziell gegen den Nationalsozialismus war, der als gefühlsbetonter Mann und Mitläufer oder gar Opfer der Ansprüche seines Umfelds erscheint. So erschrickt er vor der Grausamkeit des Krieges und weiß sich doch nicht zu wehren oder dem zu entziehen. Zwei kurze Szenen im Film charakterisieren ihn dahingehend: Als Soldat in Frankreich soll er an der Erschießung von Zivilistinnen teilnehmen; in den verängstigten Frauen meint er seine eigene Frau, Lene, und sein Kind zu sehen. Er bricht daraufhin weinend zusammen und kehrt sich ab. In einer anderen Szene werden Kondome an die Truppe verteilt, offenbar, um diese in einem Bordell zu benutzen. Der Vater winkt ab und sagt: »Ich liebe meine Frau«, woraufhin seine Kameraden ihn auslachen. Gegenüber den anderen Soldaten erscheint er als der empfindsame Einzelgänger, der den »männlichen« Anforderungen des Krieges nicht gewachsen scheint. Auch nach Kriegsende inszenierte Sanders-Brahms den Vater als untypischen, und vor allem auch unschuldigen Mann seiner Zeit. So ist er frustriert darüber, dass ein alter Bekannter, der offen zum Nationalsozialismus gestanden hatte, einen besseren Posten erhält als er selbst. Durch diese Szenen erscheint der Vater als der »kleine Mann«, der kein Täter, sondern selbst zum Opfer des Krieges und seiner Folgen wurde.

Die meisten Kritiken und kulturwissenschaftlichen Analysen, die sich mit »Deutschland, bleiche Mutter« beschäftigten, setzten sich mit der Darstellung von Mutterschaft in Sanders-Brahms Film auseinander. Im Zentrum steht dabei zumeist das allegorische Bild der Frau als Nation (»Germania«), auf welches die Regisseurin mit dem Titel explizit verwies.³⁶¹ Sanders-Brahms sei nicht die erste gewesen, die sich über die Darstellung einer Mutter-Tochter-Beziehung mit der NS-Vergangenheit filmisch auseinandersetzte. Jedoch sei sie diejenige gewesen, die der Protagonistin eine derart allegorisch-symbolische Bedeutung gegeben habe, so der Filmwissenschaftler Guido Vitiello.³⁶² Auch die Vergewaltigungsszene unterstütze dieses Motiv der Frau als Allegorie für die Nation, die in nationalistischen Erzählungen von Fremden missbraucht werde.³⁶³ Das filmische

360 Sanders-Brahms: Deutschland, bleiche Mutter, S. 11.

361 Vitiello, Guido: Deutschland, bleiche Mutter. Allegories of Germany in Post-Nazi Cinema, in: Sylvia Paletschek/Sylvia Schraut (Hg.): The Gender of Memory. Cultures of Remembrance in Nineteenth- and Twentieth-Century Europe, Frankfurt a.M. 2008, S. 147–157, hier: S. 147–148. Er nimmt u.a. die Filme »Hitler, ein Film aus Deutschland« (Hans-Jürgen Syberberg, 1977), »Die Ehe der Maria Braun« (Rainer Werner Fassbinder, 1979) und die Film-Reihe »Heimat« (Edgar Reitz, 1984) als Vergleichsfolie.

362 Ebd., S. 151–152.

363 Ebd., S. 153. Im Film ist es ein weißer US-amerikanischer Soldat, der Lene vergewaltigt. Im Drehbuch gibt es zwei andere Varianten der Szene, die sich in der Endfassung anders darstellt als geplant. In einer Version sind es »Russen«, die Lene vergewaltigten. Wann und warum Sanders-Brahms das geändert hat, ist unklar. In der dargestellten Version bietet der Film somit keine Deu-

Grundmotiv der Polarität vom Zuhause als mütterlicher Sphäre und Krieg als männlicher sah auch die Literaturwissenschaftlerin Angelika Bammer, die den Film 1985 für die Zeitschrift *New German Critique*³⁶⁴ analysierte. Eine Schlüsselszene sei die der Geburt von Lenes Tochter. Sie zeige den Dualismus des weiblichen Leben-Gebens kontrastiert mit der Todesdrohung, die vom Bombenkrieg ausging. »Deutschland, bleiche Mutter« war somit auch für die imaginierten historischen Lebenswelten des Weiblichen und Männlichen bildgebend. Indem sie das Alltagsleben der weiblichen Hauptfigur zeigte, kam Sanders-Brahms Darstellung der Frauengeneration jedoch über das Symbolische und Allegorische hinaus.³⁶⁵ Vielmehr visualisierte sie auch die Körperlichkeit von Mutterschaft und Fürsorge, zeigte die blutige Geburt, Stillen und Exkremente des Kindes.³⁶⁶ Dies sei bezeichnend für das neue Frauenkino der 1970er und -80er Jahre, in dem junge Regisseurinnen einen weiblichen, oftmals als »intim« wahrgenommenen Blick auf Frauenfiguren ermöglichten.³⁶⁷ Diese Perspektive war Sanders-Brahms selbst sehr wichtig. Sie war eine explizite Vertreterin des Differenzfeminismus, die wiederholt die natürliche Friedfertigkeit der Frau hervorhob, die sie auf ihre Gebärfähigkeit zurückführte. Die Rolle der Frau sei »a priori schon mal antifaschistisch«³⁶⁸; »Faschismus und der ganze Krieg und was da sonst noch so läuft bei den Männern, das sind ja Männererfindungen alles, sind dieser Geburtsfähigkeit total entgegengesetzt.«³⁶⁹ In Interviews hob sie ihre eigene Mutterschaft – ihre eigene Tochter spielt in dem Film *Anna* als Kleinkind – als einschneidende und tiefgehende Erfahrung hervor und bezog sich mehrfach darauf.

Dieser autobiografische und »weibliche« Zugriff auf die (NS-)Geschichte im Film wurde in der breiteren deutschsprachigen Öffentlichkeit abgelehnt. Der Kulturwissenschaftler und Schriftsteller Olav Münzberg verfasste 1980 auf Grundlage zahlreicher veröffentlichter Kritiken für das evangelische Kulturmagazin *medium* eine »sozialpsychologische Analyse« der vehementen Abwehr von Sanders-Brahms' Film.³⁷⁰ Er kam zu dem Schluss, dass die Ablehnung des Films auf sexistischen Abwehrhaltungen und generationellen Vorbehalten dem Film und der Regisseurin gegenüber fußte. Sanders-

tung über *race* im Zusammenhang mit der Vergewaltigung an (hierzu weiter unten), Sanders-Brahms: *Deutschland, bleiche Mutter*, S. 79, S. 95–96.

364 Die 1973 erstmals erschienene US-amerikanische Zeitschrift entstammt der sich aus der Studentenbewegung entwickelnden linken Literatur- und Kulturwissenschaft und ist heute eine etablierte Zeitschrift der *German Studies*, vgl. Schaub, Christoph: *Linke Literaturwissenschaft in den USA und die Rolle der Zeitschrift New German Critique*. Ein Gespräch mit Andreas Huyssen, in: *undercurrents*. Forum für linke Literaturwissenschaft, 2020, URL: www.undercurrentsforum.com/index.php/undercurrents/article/view/127/118, S. 2–4 (04.11.2023).

365 Bammer, Angelika: *Through a Daughter's Eyes*. Helma Sanders-Brahms' *Germany, Pale Mother*, in: *New German Critique*, H. 36 (1985), S. 91–109, hier: S. 96.

366 Henzler: »Als ich auf die Welt kam, fiel ich auf ein Schlachtfeld...«, S. 6.

367 Bammer: *Through a Daughter's Eyes*, S. 92.

368 *Deutschland, bleiche Mutter*. Interview mit der Filmemacherin Helma Sanders, in: *Tühne u.a.: FrauenBilderLeseBuch*, S. 154–158, hier: S. 154.

369 Ebd.

370 Münzberg, Olav: *Schaudern vor der bleichen Mutter*, in: *medium*, H. 7 (1980), S. 34–37.

Münzberg lagen hierzu rund 40 Kritiken vor, von der *Stuttgarter Zeitung*, über die *Frankfurter Rundschau*, den *Kölnner Express* bis zum *Diepholzer Kreisblatt*, was die breite öffentliche Wahrnehmung dieses Films eindrucksvoll belegt.

Brahms habe als junge Frau ein Thema berührt, das viele nicht so oder zumindest nicht öffentlich verhandelt sehen wollten.

Demgegenüber wurde der gleichzeitig auf der Berlinale 1980 uraufgeführte Film »Hungerjahre« der Regisseurin Jutta Brückner überaus positiv aufgenommen und erhielt eine Auszeichnung. Brückners ebenfalls autobiografisch angelegte Erzählung führte gewissermaßen die Geschichte von »Deutschland, bleiche Mutter« fort. In der Filmerzählung leidet die Protagonistin, ein Mädchen, das in der Adenauer-Ära der 1950er Jahre erwachsen wird, unter der fehlenden emotionalen Verbindung zu ihren Eltern. Ihr Film sei oft zurecht mit »Deutschland, bleiche Mutter« verglichen worden, erinnerte sich Jutta Brückner 2014.³⁷¹ Sie und Sanders-Brahms hätten sich beide für den Alltag von Frauen interessiert. »Einen solchen Blick auf Geschichte und deren weibliche Trägerinnen hatte man im Kino noch nicht gesehen.«³⁷²

Auch die Filmwissenschaftlerin Renate Möhrmann begreift »Deutschland, bleiche Mutter« als Prototyp des feministischen Films, der insbesondere bei männlichen Kritikern auf Missfallen gestoßen sei.³⁷³ Möhrmann differenzierte dabei zwischen einer Ablehnung des dargestellten, indifferenten Verhaltens zum NS-Regime und einer Ablehnung des Zugriffs über geschlechtsspezifische Erfahrungen: »Nicht das Thema Nationalsozialismus bewirkte die Abwehr und blockierte die Analyse«, sondern Sanders-Brahms »autobiographische[r] Zugriff auf das Dritte Reich, mit dieser Vermengung des Privaten und Politischen, verstieß sie gegen ein Tabu«³⁷⁴. Insbesondere mit der Geburtsszene habe Sanders-Brahms »die geltenden Scham- und Peinlichkeitsbarrieren«³⁷⁵ durchbrochen. Der feministische Ansatz von Sanders-Brahms Verfilmung, die persönliche Familienbiografie, die emotionalen Verwerfungen im Kontext der deutschen Zeitgeschichte und der Fokus auf die weibliche Lebenswelt erregten in der breiten Öffentlichkeit viel Aufmerksamkeit.³⁷⁶ Der Film eignete sich jedoch offenbar nicht für eine gesamt(west)deutsche Generationenerzählung, zumindest nicht zu diesem Zeitpunkt.

In der feministischen Erinnerungskultur fiel »Deutschland, bleiche Mutter« jedoch auf fruchtbaren Boden. Der Film visualisierte für viele Frauen das Identifikationsbedürfnis mit den eigenen Müttern. Helma Sanders-Brahms bezog sich dabei positiv auf die Protagonistinnen und Ziele der neuen Frauenbewegung, wenngleich ihre Filme von der einflussreichen feministischen Zeitschrift *frauen und film* eher kritisch besprochen wor-

371 Brückner, Jutta: Jutta Brückner über Helma Sanders-Brahms, in: Emma online, 02.06.2014, URL: <https://www.emma.de/artikel/jutta-brueckner-ueber-helma-sander-brahms-317087> (04.11.2023). Siehe z.B.: Hiller, Eva: mütter und töchter. zu »deutschland, bleiche mutter« (helma sander-brahms), »hungerjahre« (jutta brückner), »daughter right« (michelle citron), in: frauen und film, H. 24 (1980), S. 29–33.

372 Brückner: Jutta Brückner über Helma Sanders-Brahms.

373 Möhrmann, Renate: Deutschland, bleiche Mutter. Zu den Mutterfiguren im neuen deutschen Frauenfilm, in: dies. (Hg.): Verklärt, verkitscht, vergessen. Die Mutter als ästhetische Figur, Stuttgart 1996, S. 372–416; dies.: Die Suche nach den verlorenen Müttern. Im Film entdeckten erst die Töchter sie wieder, in: Emma, H. 6 (1996), S. 82–89.

374 Möhrmann: Die Suche nach den verlorenen Müttern, S. 84.

375 Ebd.

376 Fischetti: Das neue Kino, S. 124.

den waren.³⁷⁷ Die Bezugnahmen vieler Autorinnen in der feministischen Öffentlichkeit auf »Deutschland, bleiche Mutter« lassen sich jedoch als breitgefächert, überwiegend positiv und langanhaltend beschreiben. Mehrere Beiträge nahmen auf die filmische Darstellung des Überlebens der deutschen Frauen in den kriegszerstörten Städten durch bildliche Zitate Bezug.³⁷⁸ Eine Abbildung aus dem Film findet sich auch als Illustration für den Artikel »Der Weihnachtsmann hat ihr einen Vati gebracht« im Sonderheft 3 der *Courage* über den Alltag im Zweiten Weltkrieg. Dabei ist bemerkenswert, dass das Film-Still ohne Verweis auf seine Herkunft in eine Artikelserie montiert ist, die darüber hinaus ausschließlich mit historischen Fotografien bebildert ist. Die Auswahl der Filmszene – Mutter und Vater stehen einander in einer Abschiedssituation gegenüber, Lene hält traurig den Kopf gesenkt – unterstützt den Text, in dem es um die Abwesenheit des Vaters während des Kriegs geht. Mit der visuellen Dopplung von Lenes Kopf, der auch zwischen den Text montiert ist, wird der Fokus auf ihre Einsamkeit verstärkt. Dieses Bildzitat im *Courage*-Sonderheft verweist auf das Motiv des Films und der abgedruckten Erinnerungsberichte, die das Zurückbleiben der Frauen »an der Heimatfront« thematisieren.³⁷⁹

Auch die Thematisierung der Vergewaltigung deutscher Frauen durch alliierte Soldaten in feministischen Zeitschriften – ein Novum und Tabubruch, der im engen Kontext mit der feministischen Kritik an sexueller Gewalt gegen Frauen stand (siehe hierzu weiter unten) – geschah mehrfach mit einem Hinweis auf »Deutschland, bleiche Mutter«. So hieß es 1985 im Redaktionskommentar des *Frankfurter Frauenblatt* zu dem Artikel der Soziologin und Historikerin Ingrid Schmidt-Harzbach, die als eine der ersten zu den Massenvergewaltigungen deutscher Frauen zu Kriegsende forschte: »Erinnert sei an dieser Stelle noch an die Szene aus Helma Sanders-Brahms Film »Deutschland – Bleiche Mutter«, in der die junge Frau so quasi nebenbei in der Gegenwart ihrer kleinen Tochter von einem amerikanischen »Befreier« vergewaltigt wird.«³⁸⁰ Die Filmerzählung und die Filmbilder rekurrten auf eine »vielfach erlebte Wirklichkeit«³⁸¹, so Ingrid Schmidt-Harzbach, die damit auf die Darstellung von Sanders-Brahms Film Bezug nahm und dieser historische Authentizität zusprach.

377 Ebd., S. 123.

378 Neben den weiter unten analysierten Filmbesprechungen auch: Gramann, Karola/Schlüpmann, Heide: Frauenbewegung und Film, in: Soden/Schmidt: Der große Unterschied, S. 157–163.

379 Zum *Courage*-Sonderheft ausführlich das folgende Kapitel 4.3.3.

380 Schmidt-Harzbach, Ingrid: Doppelt besiegt. Vergewaltigung als Massenschicksal, in: Frankfurter Frauenblatt, H. Mai (1985), S. 18–23, hier: S. 18.

381 Schmidt-Harzbach, Ingrid: Eine Woche im April. Berlin 1945. Vergewaltigung als Massenschicksal, in: Helke Sander/Barbara Johr (Hg.): Befreier und Befreite. Krieg, Vergewaltigungen, Kinder, München 1992, S. 21–45, hier: S. 25.



Abbildung 7: Filmszene aus »Deutschland, bleiche Mutter« als Illustration eines Erinnerungsberichts in dem Sonderheft der Zeitschrift *Courage* über »Alltag im 2. Weltkrieg« (1980), Seite 21

Sanders-Brahms hatte 1979/80 in einer »Nachrede« zu ihrem Film hervorgehoben, dass ihre Mutter ihres Wissens nach nicht vergewaltigt worden sei, sie als Kind jedoch eine Vergewaltigung einer anderen Frau beobachtet habe. Die 1940 geborene Sanders-Brahms erinnerte sich außerdem noch daran, wie die Frauen ängstlich über die Schwarzen Soldaten der US-Armee und »die Russen« gesprochen hatten.³⁸² Somit schuf sie die Vergewaltigungsszene im Film als indirekte autobiografische Referenz und verwies damit gleichzeitig auf das historische Phänomen der Massenvergewaltigungen zu Kriegsende. Die Szene der Vergewaltigung – im Film in eine Märchenerzählung der Mutter eingebettet und von Kritiker*innen als Schlüsselszene interpretiert – war auch oft Gegenstand der Film-Besprechungen.³⁸³

382 Sanders-Brahms: *Deutschland, bleiche Mutter*, S. 115.

383 Vgl. insbes. Strobl, Ingrid: Im Film nicht viel Neues, in: *Emma*, H. 4 (1980), S. 22.

Eine Autorin der *Münchener Frauenzeitung*, die nur mit dem Kürzel »ms.« auftrat, lobte den Film als »großartig«, er decke eine »Epoche« auf und erzähle das Schicksal von »Millionen Frauen, nicht nur in Deutschland, die in den Kriegs- und Nachkriegsjahren jung waren.«³⁸⁴ Auch zwei Frauen aus dem Sozialistischen Frauenbund Westberlin verfassten eine lobende Besprechung des Films.³⁸⁵ Eine der wenigen kritischen Stimmen kam von Lionessa Eve Goldmund. Im *Frankfurter Frauenblatt* kritisierte sie die feministischen Referenzen im Film, die sie im historischen Zusammenhang des Nationalsozialismus deplatziert bis anmaßend empfand: »Anspielungen auf Hexen und Freiheit beim langen Weg nach Hause durch Fabrik/KZ-Gelände, scheinen mir da recht makaber. In der Tatsache, daß die Frauen sich im Krieg allein durchschlagen mußten, erkenne ich nur mühsam Emanzipatorisches.«³⁸⁶ Ingrid Strobl (*Emma*) stieß sich an »Plattheiten, Klischees, dick aufgetragene[n] Symbolismen« sowie an der »moralisierende[n] Stimme der Autorin, die Bilder kommentiert, die selbst nicht zu überzeugen vermögen.«³⁸⁷

Dass Filmbilder immer Ergebnis einer Inszenierung sind, berücksichtigten die Mehrzahl der Filmbesprechungen nicht. Die realgetreue Umsetzung des Films, die Orientierung der Kulissen und Szenen an historischen Bildern und die von der Regisseurin vorgetragene Absicht einer weitgehend autobiografischen Erzählung verliehen dem Gezeigten einen hohen Authentizitätsanspruch. Nur ein Redaktionskommentar zu einem langen Report über die Nachkriegszeit in der *Courage* wies darauf hin, dass Filmbilder fälschlicherweise als authentisch begriffen würden:

»Ein Mangel an Bildern herrscht sicher nicht. Unsere Köpfe sind längst voll mit filmischen Nachstellungen von vergangener Gegenwart: Es gab ›Lili Marleen‹, ›Deutschland, bleiche Mutter‹, ›Veronika Voss‹ usw. usw. [...] wir wissen übergenu und kinobunt, wie alles ausgesehen hat...damals nach Kriegsende.«³⁸⁸

Die als authentisch wahrgenommene autobiografische Erzählung und Sanders-Brahms' generationelle Analyse regte Anne-Rose Groll, Aktivistin im West-Berliner Lesbischen Aktionszentrum (LAZ), sogar dazu an, diese mit ihrem eigenen Leben abzugleichen. In diesem Sinne besprach sie im Journal *Lesbenpresse* 1981 die beiden Filme »Hungerjahre« und »Deutschland, bleiche Mutter« und reflektierte auf Basis der Filmerzählungen ihre eigene Familiengeschichte. Durch »Deutschland, bleiche Mutter« habe Groll eine neue Perspektive für die Auseinandersetzung mit ihrer Mutter gewonnen. Sie habe sie nun mehr »als Frau« wahrnehmen können, weniger als Mutterfigur, an der sie »mit Haßliebe

384 ms.: Deutschland, bleiche Mutter, in: Münchener Frauenzeitung, H. April (1980), S. 19–20, hier: S. 20.

385 Maggy und Marliese: Deutschland, bleiche Mutter. Ein Film von Helma Sanders-Brahms, in: Pelagea – Materialien zur Frauenemanzipation, H. 14 (1980), S. 45–46.

386 Goldmund, Lionessa Eve: Zwei Filmbesprechungen. Deutschland, bleiche Mutter – von Helma Sanders/Hungerjahre – von Jutta Brückner, in: Frankfurter Frauenblatt, H. November (1980), S. 22–23, hier: S. 22.

387 Strobl: Im Film nicht viel Neues.

388 Schmidt-Harzbach, Ingrid: Die Lüge von der Stunde Null. Serie Nachkrieg, in: *Courage*, H. 6 (1982), S. 32–40, hier: S. 32.

hänge«³⁸⁹. Eindrucksvoll ist, wie sehr die Autorin versuchte, die Narration des Films auf ihre eigenen Erinnerungen zu übertragen. Da sie selbst ihr Elternhaus und ihre Mutter ganz anders in Erinnerung hatte, habe »Deutschland, bleiche Mutter« sie zum Zweifeln bewegt:

»1953 war ich drei. Bei uns zu Hause ging's nicht so tot und grau zu wie im Film, es war immer Trubel, meine Mutter im Hause ein Wirbelwind – voll bunter Farben ist ihr Bild in mir aus dieser Zeit. Trügt meine Erinnerung vielleicht? War sie denn nicht auch eine von denen, die sich im Krieg »ganz alleine« (das heißt, mit anderen Frauen!) durchgeschlagen hatte, hatte sie nicht Vaters Betrieb geleitet im Krieg«³⁹⁰

Diese Skepsis von Anne-Rose Groll verweist auf die Wirkmächtigkeit von »Deutschland, bleiche Mutter«. Diese hängt auch mit dem von Helma Sanders-Brahms formulierten Anspruch zusammen, einen Generationenfilm vorgelegt zu haben. In einer »Vorrede« zum Filmbuch machte sie diese generationelle Erfahrung explizit. Sie bezog sie namentlich auf bekannte Feministinnen, mit denen sie vermutlich auch persönlich bekannt war. Dass sie als Kleinkinder ihre Mütter in den Umständen des Krieges und der Nachkriegszeit mit ihrer Stärke und Überlebenskraft und ihrem Schaffen erlebten, hätte den Keim des Emanzipationsstrebens in sie gesetzt:

»Und dann, als sie lange Zeit auf sich allein gestellt, in brennenden Städten überlebt hatten [...] bekamen sie das Bewußtsein ihrer Kraft: der Kraft nicht zum Heldentum, sondern zum Überleben. Nach Kriegsende war diese Kraft in vielen Fällen plötzlich nichts mehr wert.

Aber wir, die Kinder der Generation, die noch im Krieg geboren wurden, haben sie mitbekommen. Es ist kein Wunder, daß Frauen wie Gesine Stempel, Helke Sander, Margarethe von Trotta, Alice Schwarzer, Grischa Huber alles Trümmerkinder sind, Kinder dieser Mütter. Frauen, die ohne Männer leben, wie sie es in den ersten Lebensjahren von ihren Müttern gesehen haben. Sie kriegen die Geschichte ihrer Mütter nicht mehr aus dem Kopf. Emanzipation war die erste Erfahrung ihrer Kindheit, eine viel weitergehende Emanzipation als die unsere. Kühe zu melken, wo man früher Klavier gespielt hatte. Auf den Puffern von Zügen reisen.«³⁹¹

Diese generationelle Erfahrung betonte Sanders-Brahms auch schon im Vorfeld der Veröffentlichung des Films, als sie 1977 in einem *Emma*-Interview über ihre gerade begonnene Arbeit an dem Film über ihre Mutter berichtet: »Wir drei, die wir hier sitzen, sind eigentlich Kinder dieser Art von Frauen.«³⁹² Hier kann nicht beantwortet werden, ob

389 Groll, Anne-Rose: Dreh' dich nicht um nach fremden Schatten, in: *Lesbenpresse*, H. 9 (1981), S. 9–11, hier: S. 11.

390 Ebd., S. 10.

391 Sanders-Brahms: *Deutschland, bleiche Mutter*, S. 25–26.

392 Wittlich/Schwarzer: »So bin ich eben«, S. 13. Diesen generationellen Zusammenhang unterstützten auch andere, so die Soziologin Sigrid Metz-Göckel, die schrieb, »Im kollektiven »Unbewußten« der damals aktiven Frauengeneration und ihrer Töchter ist die Erfahrung eines selbständigen, Not und Gefahren meisternden Frauenlebens, ja das Modell einer »Frauennotgemeinschaft« gespeichert.«, Metz-Göckel, Sigrid: Die zwei ungeliebten Schwestern. Zum Verhältnis von Frau-

Helma Sanders-Brahms' Erzählung auf eine kollektive Generationserfahrung rekurrierte oder sie diese durch ihren Film selbst erschuf. Filmische Darstellungen sind ein wichtiges Medium von Erinnerungskultur. Sie bieten mit ihren Narrativen historische Deutungsangebote und haben sogar auf die persönliche Erinnerung Einzelner mitunter starken Einfluss.³⁹³

Mit ihrer Generationskonstruktion schloss Helma Sanders-Brahms jedoch Frauen aus, deren Familien nicht durch die in »Deutschland, bleiche Mutter« thematisierten Erfahrungen geprägt waren, die aber trotzdem – und mitunter in herausgehobener Stellung – der »68er-Generation« angehörten, wie zum Beispiel Sigrid Fronius und Sarah Haffner.³⁹⁴ Dieser Widerspruch wurde jedoch nicht öffentlich diskutiert. So offenbart auch das 1980 veröffentlichte Gespräch zwischen der Schauspielerin und Journalistin Peggy Parnass und Helma Sanders-Brahms eklatante Leerstellen in der Verständigung über ihre Herkunftsfamilien.³⁹⁵ Mit ihrem ausführlichen Interview mit Helma Sanders-Brahms wollte Peggy Parnass ein Gegengewicht zu den schlechten Kritiken für den Film »Deutschland, bleiche Mutter« in der breiten Presselandschaft erzeugen. In dem Gespräch, das in dem Berliner Magazin *tip* erschien, thematisierte sie demnach auch die Situation von Regisseur*innen und anderen freischaffenden Kreativen, ihre finanziellen Situationen und Abhängigkeiten von Kritiker*innen. Peggy Parnass sprach diesbezüglich auch über eigene Erfahrungen. Im Gesprächsabschnitt über die Darstellung von Sanders-Brahms' Mutter im Film »Deutschland, bleiche Mutter«, fällt demgegenüber Parnass' Schweigen über ihre eigene Familiengeschichte auf.³⁹⁶ Dass sie als verfolgte Jü-

enbewegung und Frauenforschung im Diskurs der neuen sozialen Bewegungen, in: Ursula Beer (Hg.): *Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik*, 2., durchges. Aufl., Bielefeld 1989, S. 28–66, hier: S. 40. Eine Vertreterin dieser Annahme ist auch Annette Kuhn. Sie schrieb: »Zu den patriarchalen Mythen der 68er-Bewegung gehört das Bild der öffentlich denkenden, öffentlich redenden Studenten und der ihnen an den Schreibmaschinen assistierenden Studentinnen. Dieses Bild ist unzutreffend. In der Regel waren Frauen die Initiatoren, die treibende Kraft, der Motor der Bewegung. Sie agierten im Sinne der politischen Botschaft ihrer Mütter, der so genannten Trümmerfrauen und des ihnen so oft verweigerten Mutter-Tochter-Gesprächs über die Zeit vor 1945.«, Kuhn: *Ich trage einen goldenen Stern*, S. 159. Die Historikerin Franka Maubach hat in ihrer 2009 veröffentlichten Studie über Wehrmachthelferinnen die These aufgestellt, dass Frauen durch den Krieg Emanzipation und Frauensolidarität erfahren und diese an die nachfolgende »68er-Generation« weitergetragen hätten, Maubach, Franka: *Die Stellung halten. Kriegserfahrungen und Lebensgeschichten von Wehrmachthelferinnen*, Göttingen 2009, S. 297–298, S. 313–314.

393 Welzer/Moller/Tschuggnall: »Opa war kein Nazi«, S. 105–133.

394 Fronius (geb. 1942), war 1968 AStA-Vorsitzende an der Freien Universität Berlin und Mitgründerin der *Courage*. Sie hatte mit ihren Eltern bis 1955 als deutsche Baptisten in Rumänien gelebt, was sie als »spezielle Lebenserfahrung«, die »Erfahrung, einer Minderheit anzugehören« geprägt habe, vgl. Kätzel: *Die 68erinnen*, S. 22. Haffner (geb. 1940) machte politische Kunst, war im Aktionsrat zur Befreiung der Frau aktiv und engagierte sich in den 1970er-Jahren für die ersten Frauenhäuser. Sie kam als Tochter einer deutschen Jüdin im britischen Exil zur Welt und lebte seit 1954 mit ihrer Familie wieder in Deutschland, wo sie antisemitische Diskriminierung erlebte, vgl. ebd. S. 141–142.

395 Parnass, Peggy: *Die Zärtlichkeit der Wölfinnen*. Interview mit Helma Sanders-Brahms, in: *tip*, H. 20 (1980), S. 30–43.

396 Peggy Parnass hat erst 2012 eine Erzählung über ihre Kindheit und Familiengeschichte geschrieben: Parnass/Rêgo Silva: *Kindheit*. Obwohl Erika Runge schon 1969 unter »Peggy P.« ihre selbst-

din, deren Eltern im Vernichtungslager Treblinka ermordet wurden, eine konträre Position zur im Film von Sanders-Brahms verarbeiteten Familien- und Generationengeschichte der deutschen Täterinnen*gesellschaft hatte, brachten die beiden Frauen nicht zur Sprache. Mit dem heutigen Wissen über die Familiengeschichte von Peggy Parnass ist dieses Verschweigen auffällig, und folgender Dialog geradezu frappierend:

»Peggy: Trotzdem, du liebst deine Mutter.

Helma: Ja, das ist wahr. [...] Hast du deine Mutter geliebt?

Peggy: Ja, sehr.

Helma: Wie alt warst du, als sie starb?

Peggy: Zehn, elf Jahre.

Helma: Das ist die Zeit vor der Ablösung – das ist die Zeit, wo dieser Film aufhört. In der Pubertät habe ich meine Mutter gehaßt.

Peggy: Ich glaube, ich hätte sie auch dann geliebt. Sie war so lebendig. Lene, deine Mutter, ist so starr.

Helma: Es gibt ein paar Momente, da ist sie es nicht. Zum Beispiel nach der Hochzeit, als sie sich ausziehen, als die beide die Starrheit ablegen mit den Kleidern. Das ist auch die Generation, diese Starre.

Peggy: Meine Mutter war nicht so.«³⁹⁷

Es kann hier nur gemutmaßt werden, warum Sanders-Brahms und Parnass so miteinander sprachen, ohne auf die Unterschiede ihrer Familiengeschichten hinzuweisen. Diese Passage steht im Kontext des gesamten Gesprächs, das darauf zielte, Gemeinsamkeiten der freischaffend tätigen Frauen in männlich dominierten Berufen aufzuweisen. So wirkte es harmonisierend, dass Parnass darauf verzichtete – oder auch Sanders-Brahms selbst, falls sie sich der Verfolgung von Parnass' Familie bewusst war – auf den Gegensatz zwischen ihren Herkunftsfamilien als Verfolgte und Verfolgende hinzuweisen. Dass eine Erzählung wie »Deutschland, bleiche Mutter« nicht für alle Frauen zur Identifikation taugte, ist Teil der konflikthaften Aushandlung in der feministischen Erinnerungskultur, die 1980, als der Film erschien, noch nicht geführt wurde.³⁹⁸

4.3.3 Sonderheft der *Courage* »Alltag im 2. Weltkrieg« (1980) – selbsterzählte Kriegs- und Gewalterfahrungen deutscher Frauen

In der Juni-Ausgabe der *Courage* 1980 veröffentlichten die Redakteurinnen in Vorbereitung eines neuen Sonderhefts einen Aufruf:

»Wenn wir selber im Krieg Mädchen oder Frauen gewesen wären – wo wären wir da vorgekommen? Da, wo Krieg Frauen-, Ehefrauen-, Mütteralltag war. Aber wie war der? Darüber möchten wir mehr erfahren. Und zwar aus erster Hand. In unserem dritten

erzählte Biografie veröffentlicht hatte, ist es auffällig, dass insbesondere in den feministischen Zeitschriften, in denen die Journalistin Parnass gelegentlich Artikel veröffentlichte, kaum auf die Verfolgungsgeschichte ihrer jüdischen Familie verwiesen wird. Vgl. Peggy P. Schauspielerin und Sprachlehrerin.

397 Parnass, Peggy: Die Zärtlichkeit der Wölfinnen, S. 43.

398 Siehe hierzu die folgenden Kapitel 5 und 6.

Sonderheft wollen wir Tagebücher, Briefe, Erinnerungen aus der Kriegszeit – kurz vorher und nachher – abdrucken. Wir suchen solche und bitten Frauen, die damals Aufzeichnungen gemacht haben, sie uns zu schicken.«³⁹⁹

Ihre Formulierung offenbart die Identifikation mit den deutschen, nicht-verfolgten Frauen, die den Zweiten Weltkrieg miterlebt hatten. Die Verfasserinnen parallelisierten sich selbst mit dieser gesellschaftlichen Gruppe («wir»), die vermutlich identisch mit ihren realen Vorfahren war. Sie drückten das Bedürfnis aus, Informationen von Frauen »aus erster Hand« zu erhalten, also Zeitzeugnisse der Miterlebenden selbst. Diese verbanden sie mit einem hohen Authentizitätsanspruch.

Dieser feministische Gedächtnisaktivismus muss in den Zusammenhang mit der in den 1970er Jahren begonnenen historischen Frauenforschung durch Studentinnen und Dozentinnen an den Universitäten gestellt werden. Sie ist außerdem mit dem Aufkommen der Geschichtswerkstätten verknüpft, die im Umfeld der neuen sozialen Bewegungen entstanden. Einige Mitwirkende in Geschichtswerkstätten hatten auch Verbindungen zur universitären Lehre oder Forschung, verstanden sich aber grundsätzlich als zivilgesellschaftliche Akteur*innen mit gesellschaftsveränderndem Impetus.⁴⁰⁰ Hintergrund dieser Entfaltung ist die gesellschaftliche Bereitschaft und das Verlangen, sich mit individuellen Erfahrungen auseinander zu setzen.⁴⁰¹ Feministinnen waren von Beginn an Teil dieser Entwicklungen und trugen die in den 1970er Jahren erprobten Ansätze einer neuen, feministischen Wissenschaft in die Geschichtswerkstätten hinein.⁴⁰²

Die feministische Öffentlichkeit der späten 1970er und -80er Jahre ist dabei auch, wie ich hier zeige, ein Ort der neuen Alltagsgeschichte. Die Zeit des Nationalsozialismus und die Beteiligung lokaler gesellschaftlicher Akteur*innen an der Aufrechterhaltung des Regimes standen für viele Forschende im Fokus.⁴⁰³ Viele interessierten sich vor

399 Wir planen das Sonderheft Nr. 3, in: *Courage*, H. 6 (1980), S. 5.

400 Der lokale Zugang »von unten« und die Ermächtigungspraxis, dass auch wissenschaftliche Laien sich dieser historischen Arbeit widmeten und ihre Ergebnisse in verschiedenen Formen der (lokalen) Öffentlichkeit präsentierten, sind wichtige Eckpfeiler der Geschichtsbewegung, Büttner, Marren: »Wer das Gestern versteht – kann das Morgen verändern!«. *Deutsche Geschichtswerkstätten gestern und heute*, in: Sabine Horn/Michael Sauer (Hg.): *Geschichte und Öffentlichkeit. Orte – Medien – Institutionen*, Göttingen 2009, S. 112–120; Wüstenberg: *Zivilgesellschaft und Erinnerungspolitik*, S. 147–200.

401 Siegfried: *Die Rückkehr des Subjekts*, S. 125–127. Schon 1980 legte Lutz Niethammer die Motivationen und aktuellen Arbeiten zur Alltagsgeschichte dar, vgl. Niethammer, Lutz: *Anmerkungen zur Alltagsgeschichte*, in: *Geschichtsdidaktik*, Jg. 5, H. 3 (1980), S. 231–242.

402 So gehörte z.B. Ingrid Schmidt-Harzbach 1981 zu den Mitbegründer*innen der Berliner Geschichtswerkstatt, die bundesweit erste. Vgl. URL: www.berliner-geschichtswerkstatt.de/ueber-uns.html (04.11.2023). Zu den internationalen Entwicklungen von Frauen- und Alltagsgeschichte vgl. Davin, Anna: *Frauen und Alltagsgeschichte*, in: *Berliner Geschichtswerkstatt (Hg.): Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte. Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte*, Münster 1994, S. 37–58.

403 Saldern: »Schwere Geburten«, S. 13; Büttner: »Wer das Gestern versteht – kann das Morgen verändern!«, S. 117. Die Schwerpunkte lagen grundsätzlich in der Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts.

allem für marginalisierte Gruppen, Frauen und Arbeiter*innen. Mit Methoden und Fragestellungen der Alltagsgeschichte sollten dabei sowohl Opferschaft als auch Anpassung und Unterstützung des NS-Regimes offenbar werden. Damit kam die Breite der deutschen Gesellschaft als Trägerin des Nationalsozialismus stärker in den Blick.⁴⁰⁴

In der Erforschung der Alltagsgeschichte kam neuen Quellen und dem Gespräch mit den Miterlebenden selbst (Oral History) eine starke Bedeutung zu. Ein gezieltes Fragen nach den Erlebnissen der älteren Generation sei auch ein Impuls der *Courage*-Redaktion für das Sonderheft gewesen: »Wir wissen kaum etwas von der ›kleinen Geschichte‹; sei es, daß wir uns gescheut hatten, unsere Mütter, Tanten, Großeltern direkt zu fragen; sei es, daß jene wenig reden mochten...«⁴⁰⁵ Das Wissen über die NS-Zeit sei durch »festgeronnene[n] Erzählformen« geprägt worden.⁴⁰⁶ Die von Verwandten berichteten Kriegserlebnisse hätten sich dabei als nur schwer greifbare Erinnerungsbilder von Front, Flucht und Luftschutzkellern festgesetzt. Daraus sei eine diffuse Angst der Kindergeneration resultiert, die die Redakteurinnen in den Zusammenhang ihres Engagements in der feministischen Friedensbewegung stellten.⁴⁰⁷ Diese schwer fassbare »Kriegsangst«, die sie als »Kinderangst, gezeugt durch Väter- und Onkelbilder von ›draußen an der Front‹ und von ›Kriegsgefangenschaft‹«⁴⁰⁸ beschrieben, sollte durch die Berichte von Miterlebenden ein historisches Fundament bekommen. Sie sollte ernst genommen und an die verbürgten Erlebnisse der Elterngeneration rückgebunden werden. Die *Courage*-Redakteurinnen formulierten also eine neue Gesprächsbereitschaft, wollten sich endlich mit den eigenen Erlebnissen und denen ihrer Müttergeneration *en détail* auseinandersetzen. Sie gingen damit einen Schritt weiter, als sie es noch in dem Titelheft »Unsere Mütter« zwei Jahre zuvor getan hatten.

Das dritte Sonderheft der *Courage* trug den Titel »Alltag im 2. Weltkrieg« und erschien im 3. Quartal 1980 mit einer Auflage von knapp 65.000 Heften.⁴⁰⁹ Das Titelbild zeigt eine Fotografie einer auf der Straße liegenden Stoffpuppe mit Zopf, deren Körper in Frakturschrift mit dem Wort »Krieg« überschrieben ist. Die weiblich codierte Puppe suggeriert Verlust und Opferschaft. Sie erscheint unbeachtet von den Menschen, deren Beine im oberen Bildteil zu sehen sind. Aus der Positionierung der Füße und Beine, die mit festen, flachen Schuhen und langem Mantel als männliche Kleidung erscheinen, lässt sich deuten, dass die Person sich der Puppe abwendet, sie nicht wahrnimmt. Das Titelbild führte somit schon in das Thema des Sonderhefts ein, das sich mit dem bisher unbeachteten Leiden von Frauen im Zweiten Weltkrieg befasste.

404 Lüdtkke, Alf: Was ist und wer treibt Alltagsgeschichte?, in: Alf Lüdtkke (Hg.): Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt a.M. 1989, S. 9–37, hier: S. 9–11. Die Geschichtswerkstätten und Alltagsgeschichte erfuhren im Laufe der 1980er Jahre einen regelrechten »Boom«, der auch von der öffentlichen Kulturförderung mitgetragen wurde, vgl. Lindenberger: »Alltagsgeschichte«, S. 88–89.

405 Wir planen das Sonderheft Nr. 3.

406 Ebd.

407 Verschiedene Frauengruppen waren ab 1979 Teil der Friedensbewegung, vgl. Lenz: Die neue Frauenbewegung, S. 817–845. Einen Überblick zur Friedensbewegung gibt: Buro: Friedensbewegung.

408 Wir planen das Sonderheft Nr. 3.

409 *Courage*-Sonderheft 3, Alltag im 2. Weltkrieg, S. 3.

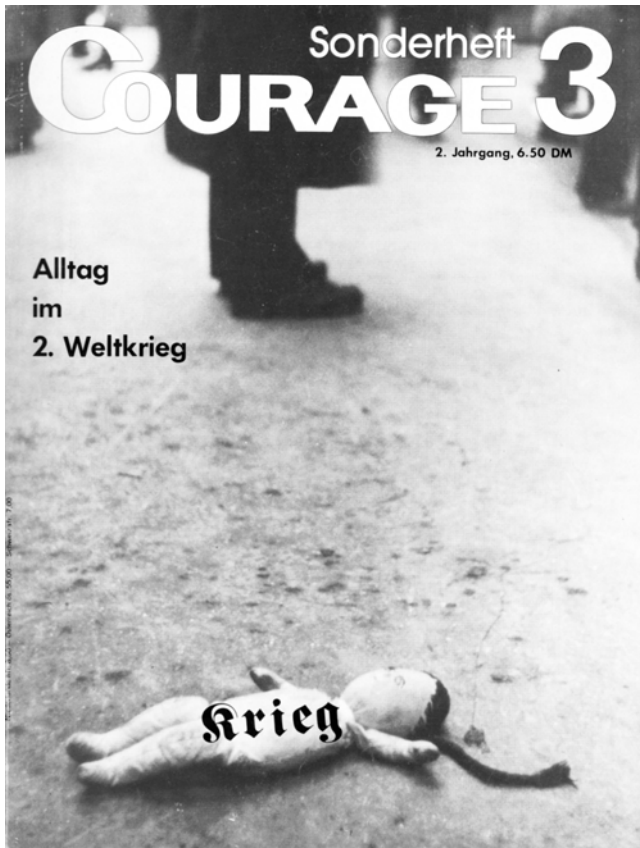


Abbildung 8: Titel des *Courage*-Sonderhefts »Alltag im 2. Weltkrieg« (1980)

In der Einleitung führte die *Courage*-Redakteurin Sabine Zurmühl (geb. 1947) das Thema der intergenerationellen Prägung durch Kriegserfahrungen aus. Sie reflektierte, ob und wie die Generationen ins Gespräch kommen konnten.⁴¹⁰ Dabei ging sie von einem grundsätzlichen Missverständnis aus, welches ein intergenerationelles Gespräch im Vorhinein verunmöglicht habe: Demnach habe ihre Generation den Nationalsozialismus entweder in der Schule in Form abstrakter Daten, Taten prominenter historischer Männerfiguren oder mit vereinzelt Holocaustfotografien (»Bilder aus den KZs«) kennengelernt. Dagegen habe die familiäre Tradierung gestanden, die sich in »Erwachsenengespräche[n]« über die »Front« oder den »Keller« in männliches und weibliches Erleben aufgeschlüsselt hätten.⁴¹¹ Diese Erzählungen thematisierten jedoch nie das unfassbare Ausmaß an Krieg, Gewalt und Tod, somit hätten die Nachgeborenen das abstrakte Wissen über die NS-Verbrechen nicht mit dem Bild von ihren Eltern überein

410 Zurmühl, Sabine: In eigener Sache. Fragen konnte ich besser als Zuhören, in: *Courage*-Sonderheft 3, *Alltag im 2. Weltkrieg* 1980, S. 4–6.

411 Ebd., S. 5. Zitate Zurmühl.

bringen können.⁴¹² Sie hätten sich deswegen mit Vorwürfen und Unverständnis an sie gewandt:

»Mit 14/15 dann die ersten schreienden, hilflosen, weinenden Auseinandersetzungen mit den Eltern. Krieg und Faschismus – anscheinend wußten wir inzwischen, was das hieß. Warum habt ihr euch nicht gewehrt, warum habt ihr keinen Widerstand geleistet, warum habt ihr euch den Krieg gefallen lassen. Wir fragten nach dem, was wir hören wollten, nicht nach dem, was sie hätten erzählen können.«⁴¹³

Mit dem Erwachsenwerden sei eine größere Bereitschaft entstanden, sich den individuellen Erfahrungen insbesondere von Frauen und den eigenen Müttern zuzuwenden.

»Als uns mit 20/25 durch die Arbeit in der Frauenbewegung endlich dämmerte, wie wenig die zuvor brav gelernten Kategorien der Politökonomie eigentlich mit unserem Leben zu tun haben, stieg auch die Ahnung dessen, wieviel gerade unsere Mütter uns verschwiegen hatten. Wie sehr wir und sie sich mit einer Tabuisierung der Kriegsjahre eingerichtet hatten.«⁴¹⁴

Die feministische Kritik an patriarchal-kapitalistischen Strukturen und die Annahme, dass das Leben von Frauen darin unterrepräsentiert, als nicht relevant begriffen und nicht öffentlich wahrgenommen sei, habe diese neue Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus angestoßen. Aus den eigenen Erfahrungen als Frauen in einer Gesellschaft, die sie mit feministischen Politiken verändern wollten und gegen große Barrieren ankämpften, resultierte auch ein gewisses Verständnis für die (politische) Handlungsunfähigkeit der Müttergeneration einerseits, und ein großes Interesse für ihr als ungleich schwerer wahrgenommenes Alltagsleben andererseits. Die neue Gesprächsbereitschaft zwischen den Generationen eröffnete die Chance, (endlich) über das Erleben der breiten Bevölkerung im Nationalsozialismus zu sprechen.

Die Ausgangslage dieser Gesprächsbereitschaft produzierte jedoch auch einige Schief lagen: Denn die Auseinandersetzung fokussierte die Kriegsjahre, die jedoch nur die Hälfte der Zeit des NS-Regimes ausmachten. Die Etablierung des Nationalsozialismus bedeutete für die nicht-verfolgten Deutschen nach Konsolidierung des Regimes, dass sich ihre Lebenswelt nicht wesentlich änderte. Viele der befragten älteren Frauen waren als Kinder und Jugendliche in den NS-Massenorganisationen sozialisiert worden und somit als junge Menschen in die NS-Gesellschaft hineingewachsen. Die Erlebnisse

412 Diese Diskrepanz der Erzählungen in kulturellen und kommunikativen Gedächtnisinstitutionen wird auch in den Studien zur Analyse des familiären Sprechens über die NS-Zeit herausgestellt. Hieraus resultiere auch die breite Schere zwischen der tatsächlichen Mitbeteiligung der deutschen Gesellschaft am Regime und seinen Verbrechen und der Annahme der Nachgeborenen, inwiefern eigene Familienmitglieder darin involviert waren. Vgl. Jensen: *Geschichte machen*, S. 88–105, S. 380–393; Welzer/Moller/Tschuggnall: »Opa war kein Nazi«, S. 44–88.

413 Zurmühl: In eigener Sache, S. 5.

414 Ebd.

des Kriegs wurden demgegenüber als einschneidender empfunden und rückten somit ins Zentrum der eigenen Erinnerung.⁴¹⁵

So thematisierten die Zuschriften an die *Courage*, die das Thema »Krieg« ja bereits vorgegeben hatte, ausschließlich Kriegserlebnisse, dabei oftmals die letzten Monate und Tage und die unmittelbare Nachkriegszeit. Die Auseinandersetzung ging also von 1945 aus und ist somit Teil der erinnerungskulturellen und geschichtspolitischen Verschiebung von dem Fokus auf das Jahr 1933 zum Kriegsende und seinen Folgen.⁴¹⁶ Kriegsbeginn und -ursachen kamen ebenso wenig zur Sprache wie der eventuelle Profit der deutschen, nicht-verfolgten Gesellschaft von der durch die Kriegsvorbereitungen angekurbelten Wirtschaft, sozialem Aufstieg oder dem günstigen Erwerb von Besitzgütern politisch oder rassistisch Verfolgter. Somit erscheint der Opferstatus der nicht-verfolgten Deutschen – als Opfer alliierter Bombenangriffe und Besatzung – als bezugslos, da die Jahre des Regimes ausgeblendet blieben, in dem sie in einer privilegierten Situation lebten und mitunter zu den Profiteur*innen der Ausgrenzungs- und Ausbeutungspolitiken des Nationalsozialismus zählten.

Der feministische Blick auf die NS-Gesellschaft, der zugespitzt von einer grundsätzlichen Unterdrückung aller Frauen im Regime ausging, sah von diesen Privilegien deutscher, nicht-verfolgter Frauen (noch) ab. Dabei hatte Annemarie Tröger schon in ihrem die Frauenforschung zum Nationalsozialismus mitbegründenden Beitrag zur ersten Sommeruniversität geschrieben, dass es nicht ausreiche, den »Faschismus [...] als Ausdruck der schlimmsten Männerherrschaft«⁴¹⁷ zu bezeichnen:

»In einer solchen Auseinandersetzung genügt es nicht, die Leidensgeschichte von Frauen zu vervollständigen, sondern die aktive Komplizenschaft einiger Frauen und das passive sich Wegducken der Majorität der Frauen müssen diskutiert und die subjektiven und objektiven Beweggründe für ein solches Verhalten aufgedeckt werden.«⁴¹⁸

415 Ute Frevert wies schon 1988 auf diesen Deutungsfehler durch die rege Oral History-Arbeit mit älteren Frauen hin, da diese als vornehmlich Nicht-Verfolgte das Jahr 1933 nicht als Bruch ihrer persönlichen Lebensbiografie erinnerten, sondern den Krieg und die Kriegsfolgen, vgl. Frevert: *Bewegung und Disziplin*, S. 248.

416 Das Gedenkjahr 1983 schwenkte wieder auf eine Auseinandersetzung mit 1933 um, auch in der feministischen Öffentlichkeit, siehe Kapitel 5.2. Schon zwei Jahre später setzte das Gedenkjahr 1985 wieder den Fokus auf 1945. Zum Bezugspunkt 1933 in geschichtspolitischen Auseinandersetzungen, vgl. Herbert: *Geschichte Deutschlands*, S. 854; Mausbach: *Wende um 360 Grad?*, S. 19–20.

417 Tröger: *Die Dolchstoßlegende der Linken*, S. 324.

418 Ebd. Annemarie Tröger und die Gruppe von Studentinnen, die in den 1970er Jahren anfangen, die ersten Studien zu Frauen im Nationalsozialismus zu verfassen, verdeutlichten diese Differenzierung auch in der Einleitung des 1981 erschienenen Bandes »Mutterkreuz und Arbeitsbuch«: »Es ist nicht möglich, über ›die Frauen im allgemeinen‹ [sic!] Aussagen zu treffen. Was der Faschismus für eine Frau in Deutschland jeweils bedeutete, hing u.a. von ihrer Religion, ihrer ethnischen Herkunft, ihrer sozialen Situation und ihrer politischen Überzeugung ab – es konnte aber auch davon abhängen, ob sie ›wie eine Jüdin‹ aussah, auch wenn sie keine war. Es gab Frauen (und Männer), die Opfer des Faschismus waren, und es gab viele, die von ihm profitierten – und unter diesen wiederum viele, die ihn gleichzeitig aus unterschiedlichen Gründen ablehnten.« Zitat: *Frauengruppe Faschismusforschung: Einleitung*, in: dies.: *Mutterkreuz und Arbeitsbuch*, S. 7–13, hier: S. 9. Sie verstanden ihre Forschungsarbeiten auch als Gegenentwurf zu dominierenden Erzählungen »in der offiziellen Geschichtsschreibung und in der mündlichen Überlieferung« und legten auch die un-

Doch die Annahme männlicher Schuld und weiblicher Opferschaft hielt sich in der feministischen Öffentlichkeit und darüber hinaus hartnäckig, was darauf verweist, dass diese vergeschlechtlichte Erzählung über den Nationalsozialismus und Beteiligung der in *gender* unterschiedenen Bevölkerungsgruppen in der bundesdeutschen Gesellschaft ein breiter Konsens war.⁴¹⁹

Auch Sabine Zurmühl betonte in der Einleitung für das Sonderheft, dass die Frauen ›zu Hause‹ im Krieg immer Opfer der Kriegshandlungen von Männern seien.⁴²⁰ Trotzdem reflektierte sie im Hinblick auf die damals aktuelle Frauenfriedensbewegung, dass Frauen nicht nur aus der Position der potentiell Geschädigten gegen kriegerische Handlungen eintreten sollten, zum Beispiel gegen die Notstandsgesetze, sondern auch der gesellschaftlich notwendigen Versorgungsarbeit ihre Unterstützung entziehen mussten: »Kein Krieg [...] ist planbar, wenn die ›zivilen‹ und das heißt im bisherigen Verständnis eben weiblichen Bereiche nicht auch ›funktionieren‹.«⁴²¹ Die Berichte der Frauen, die den Zweiten Weltkrieg miterlebt hatten, sollten auch als Mahnung und Ansporn für das Engagement in der Friedensbewegung dienen.⁴²²

Die Redaktion des Sonderheftes druckte die ihr zugesandten Texte so ab, wie die Urheberinnen diese formuliert hatten. Es mussten zwar Kürzungen vorgenommen werden, die jedoch »keine Zensurkürzungen« gewesen seien.⁴²³ In Wortwahl und Stil sei seitens der Redakteurinnen bewusst nicht eingegriffen worden. Das liegt grundsätzlich auf der redaktionellen Linie der *Courage*, die alle Frauen dazu ermutigte, über ihre eigenen Erfahrungen selbst zu berichten.⁴²⁴ Sabine Zurmühl betonte eingangs: »Wir haben kein Interesse daran, geglättete Berichte abzdrukken, die vielleicht manchen von uns leichter fielen, weil in ihnen keine ›Feind-‹ Bilder zu finden wären, keine polnischen ›Fremdarbeiter‹ und keine Freude über das fünfte Kriegskind.«⁴²⁵ Somit kann anhand der Texte untersucht werden, was 1980 als Erinnerung von dem über 35 Jahre zurückliegenden Krieg formuliert werden konnte und welche Ausschnitte der damals selbstverfassten Schriften für eine Veröffentlichung in diesem feministischen Medium von den Urheberinnen ausgewählt und von den Herausgeberinnen veröffentlicht wurden.

terschiedlichen Annahmen innerhalb der Frauenbewegung über die Opferschaft und Handlungsfähigkeit von Frauen im Nationalsozialismus dar, ebd. S. 8–10.

419 Die Kontinuität von *gendered memory* etwa über die deutschen Vertriebenen und die »Trümmerfrauen« führe ich unten weiter aus.

420 Zurmühl: In eigener Sache, S. 5.

421 Ebd., S. 6.

422 Diese zeitpolitisch aktuelle Rahmung des Sonderhefts wird auch explizit durch den am Schluss des Hefts veröffentlichten Text von Helen Caldicott über die Gefahren eines möglichen Atomkriegs betont: Caldicott, Helen: Ein Atomkrieg wird die letzte Epidemie sein, in: *Courage-Sonderheft 3*, Alltag im 2. Weltkrieg, 1980, S. 81–82.

423 *Courage*-Redaktion: In eigener Sache, in: *Courage*, H. 9 (1981), S. 2.

424 Ebd.

425 Zurmühl: In eigener Sache, S. 6.

Die 14 Beiträge in dem Sonderheft umfassen neben einem Briefwechsel⁴²⁶ fünf Ausschnitte aus Tagebüchern aus den 1940er Jahren,⁴²⁷ meist rund um das Kriegsende, und acht Erinnerungsberichte.⁴²⁸ Einer der Berichte wurde durch eine Rezeptsammlung aus einer weiteren Zuschrift ergänzt. Die Bebilderung gestalteten die Layout-Verantwortlichen der *Courage* heterogen. Es dominierten historische Fotografien von Frauen in Alltagsszenen und Kriegstrümmern, oft großformatig abgebildet. Die Collagen zeigten zusammengeschnittene Trümmer neben Massenaufmärschen sowie grafische Versatzstücke und beschnittene Bilder von Detailaufnahmen. Die Erinnerungsberichte und Tagebucheinträge befassten sich im Schwerpunkt mit der persönlichen Notlage und den individuellen Erlebnissen rund um das Kriegsende im Mai 1945. Wenige Berichte oder Tagebücher begannen früher, zwei schon 1939 (Margarete Beckmann und Maja Bauer) oder mitten im Krieg, als dieser für die deutsche Bevölkerung bedrohlicher wurde, ab 1942 (Maranja Mellin) und ab 1943 (Maria L. und Sigrid).

Die Erinnerungsberichte und Tagebücher bestanden aus subjektiven, lebendigen und detaillierten Beschreibungen von Erlebnissen, die oft in einer spannungsvollen Erzählung arrangiert waren. In vielen Texten ging es um Flucht, in fast allen um die Erfahrung des Bombenkriegs, in allen um die schlechte Versorgungslage und den Hunger der Bevölkerung. Die Frauen waren zum Zeitpunkt des Geschehens ältere Mädchen oder junge Frauen, von denen mehrere selbst schon kleine Kinder hatten. Über die in ihrer Konkretheit authentisch und ergreifend wirkenden Berichte hinaus, reflektierten drei der Berichtenden die gesellschaftliche Verfasstheit der deutschen Bevölkerung. So äußert sich Elsbeth Kötting abfällig über einen »Durchhalteredner« der NSDAP, der noch kurz vor der Kapitulation deutsche Zivilist*innen über Adolf Hitlers Größe und strategisches Geschick unterrichtet habe.⁴²⁹ Maja Bauer ließ in ihre Erinnerungen mehrere Andeutungen zu tendenziös regimekritischen Verwandten oder Bekannten einfließen und beschrieb die grundsätzliche Misstrauensatmosphäre in der Gesellschaft; so durfte sie zuhause nicht im selben Raum mit dem Vater die Hitler-Reden im Radio anhören, damit sie seine Reaktion darauf nicht wahrnehmen konnte.⁴³⁰ Maria L. beschrieb ihre Notlage als »Kriegerwitwe« und dass sie von der deutschen Nachkriegsgesellschaft

426 Lieber Sohn, lieber Robert! Briefe der Familie Wagner, in: *Courage-Sonderheft 3*, Alltag im 2. Weltkrieg, 1980, S. 50–53.

427 Mellin, Maranja: Heute haben wir wieder Sammeln. Tagebuch, in: *Courage-Sonderheft 3*, S. 12–17; M., Anita: Wieder ein verlorener Tag. Fluchttagebuch, in: *Courage-Sonderheft 3*, S. 32–43; Sigrid: Morgen sollst du nach Rußland fliegen. Tagebuch, in: *Courage-Sonderheft 3*, S. 44–47; Streckebach-Knopf, Inge: Tag und Nacht Keller. Tagebuch, in: *Courage-Sonderheft 3*, S. 48–49; Oettner, Käthe: Wir müssen nur durchhalten. Tagebuch, in: *Courage-Sonderheft 3*, S. 62–64.

428 Bauer, Maja: Siege rot unterstreichen, in: *Courage-Sonderheft 3*, S. 7–11; Buck-Winkler, Renate: Nur ein kleines Heimatschüßchen, in: *Courage-Sonderheft 3*, S. 18–20; Beckmann, Margarete: Der Weihnachtsmann hat ihr einen Vati gebracht, in: *Courage-Sonderheft 3*, S. 21–25; L., Maria: Nun war ich Witwe, in: *Courage-Sonderheft 3*, S. 26–28; Schüddekopf, Irmgard: Kartoffelklöße und Kaninchenbraten, in: *Courage-Sonderheft 3*, S. 29–31; Rehmet, Gisela: Ich freute mich auf den Einsatz, in: *Courage-Sonderheft 3*, S. 54–56; Born, Helga: Das Vergewaltigen war noch im vollen Gange, in: *Courage-Sonderheft 3*, S. 57–61; Kötting, Elsbeth: Mein schönster Tag, in: *Courage-Sonderheft 3*, S. 65–80.

429 Kötting: Mein schönster Tag, S. 71.

430 Bauer: Siege rot unterstreichen.

kaum Hilfe erfahren habe.⁴³¹ Die Frauen stellten mit diesen Erzählungen sich selbst oder ihr Umfeld als tendenziell regimekritisch, nie zustimmend oder profitierend dar. Darüber hinaus gibt es einige Passagen in den Berichten, in denen die Schreibende die Opferschaft der deutschen Bevölkerung mit NS-Verfolgten gleichsetzte oder letztere relativierte. So verglich Elsbeth Kötting hungernde »KZ-ler« mit der hungernden deutschen Bevölkerung nach Kriegsende:

»Wir gaben ihnen, was wir hatten. Zwischendurch liefen sie zu den Müllkästen und suchten dort noch nach etwas Eßbarem. Später mußten wir noch oft daran denken, als unsere Landsleute von Hunger getrieben an den Müllabladeplätzen – dumping places – der Amerikaner standen und warteten, bis die LKWs von den in der Nähe stationierten US-Einheiten kamen und ihre Abfälle abluden.«⁴³²

Maja Bauer hingegen berichtete von Begegnungen mit »Juden« nach Kriegsende, die sie erniedrigt hätten: »Juden, die es überstehen, gesund werden, begegnen uns am Bahnhof. Einige sagen zu uns: ›Wie rausgefressen ihr aussieht!‹ und stippen uns ihre Zigarettenasche auf die Köpfe. Stillsein haben wir gelernt.«⁴³³ Da Bauer damit ihren langen Bericht abschloss, wird die Opferumkehr im Zuge der Nachkriegszeit umso deutlicher: Zuvor hatte sie sich und ihre Familie seitenlang als dem Schicksal ausgeliefert beschrieben, hatte von Strapazen und Zumutungen in der NS-Zeit berichtet, von einer Atmosphäre der Angst in der Gesellschaft, in der man nicht offen sprechen durfte, dem Miterleben und Hören von Kriegsgewalt – und als letzte Steigerung dieser Entbehrungen und Verluste sei sie als junge Frau noch von den Verfolgungsopfern selbst erniedrigt worden.

Hinsichtlich der Wahrnehmung der Opfer des Regimes ist auch der Bericht von Margarete Beckmann bezeichnend. Sie beschrieb, wie sie 1943 mit ihrem Mann nach Usedom zog, da dieser als Ingenieur in den Raketenwerken für die V2-Raketenproduktion in Peenemünde arbeitete.⁴³⁴ Dieses Werk wurde mit dem massenhaften Einsatz von Zwangsarbeiter*innen betrieben, die zudem den Ingenieuren, somit vermutlich auch Beckmanns Mann, unterstanden.⁴³⁵ Die Zwangsarbeiter*innen erwähnte Beckmann in ihrem Bericht kaum mit einem Wort. In ihren ›privaten Erinnerungen‹ schilderte sie ausschließlich das Näherücken der Front und die Unterkunftsmöglichkeiten der Familie. Zwangsarbeiter kommen allerdings als Vergewaltigter zu Kriegsende in ihrem Bericht vor.⁴³⁶ Zuletzt gelang ihr aber auch eine Relativierung des Feindbildes der »Russen«, die

431 L.: Nun war ich Witwe.

432 Kötting: Mein schönster Tag, S. 71.

433 Bauer: Siege rot unterstreichen.

434 Beckmann: Der Weihnachtsmann hat ihr einen Vati gebracht.

435 Zum Mythos des ›sauberen‹ Peenemünder Entwicklungswerks gegenüber dem ›verbrecherischen‹ Konzentrations- und Zwangsarbeiterlager Mittelbau-Dora, in das ein Großteil der Raketenfertigung nach Luftangriffen auf Peenemünde 1943 verlegt wurde, vgl. Wagner, Jens-Christian: Die Kehrseite der Medaille? Zwangsarbeit für das nationalsozialistische Raketenprogramm, in: Günther Jikeli (Hg.): Raketen und Zwangsarbeit in Peenemünde. Die Verantwortung der Erinnerung, Schwerin 2014, S. 102–126.

436 Beckmann: Der Weihnachtsmann hat ihr einen Vati gebracht, S. 24.

von der NS-Propaganda als »bestialisch« dargestellt worden seien. Aufgrund ihrer persönlichen Begegnungen nach Kriegsende kam sie zu einem abwägenden Urteil: »Nach meinen Erfahrungen verhielten sich die Russen nicht anders als andere Menschen nach einem so langen Krieg. Später fand ich, daß viele Russen ausgesprochen gutmütig und kinderlieb waren.«⁴³⁷

Explizit oder implizit benannten die Verfasserinnen von sechs der Texte die Vergewaltigungen deutscher Frauen durch Soldaten der sowjetischen Armee. Sie schilderten diese als allgemein bekanntes Bedrohungsszenario⁴³⁸ und teilten in mehreren Berichten eindringlich eigene oder miterlebte Erfahrungen.⁴³⁹ Insbesondere Helga Born stellte unter dem Titel »Das Vergewaltigen war noch in vollem Gange« die sexuelle Gewalt an Frauen in Berlin 1945 als massenhaftes Phänomen dar und trug mehrere Fälle und direkte Folgen – Selbstmord der Geschädigten und Erkrankungen – davon jedoch viele »vom Hörensagen« zusammen.⁴⁴⁰ Diese Texte gehören zu den ersten öffentlichen Berichten und ausführlichen Schilderungen über die Vergewaltigung deutscher Frauen zum Ende des Zweiten Weltkriegs.⁴⁴¹ Sie stehen am Beginn einer intensiveren Auseinandersetzung mit dieser historischen Gewalt in der feministischen Öffentlichkeit, die im Kontext der Thematisierung und öffentlichen Anklage von Gewalt an Frauen durch die neue Frauenbewegung steht.⁴⁴² Die Politikwissenschaftlerin Ingrid Schmidt-Harzbach ist als (bundesdeutsche) Pionierin der historischen Erforschung der Massenvergewaltigungen in Berlin 1945 hervorzuheben, die in den folgenden Jahren mehrere Artikel dazu veröffentlichte.⁴⁴³

Einige der Verfasserinnen reflektieren ihre eigene Motivation, auf den Aufruf der *Courage* reagiert zu haben. Inge Streckebach-Knopf, die als Jugendliche das Kriegsende erlebt und eine Vergewaltigung überlebt hatte, schrieb als Einleitung in ihre Tagebuchausschnitte, sie habe sich schon in den 1950er Jahren in der Friedensbewegung engagiert und fragte: »Was können wir denn bloß noch tun, um einen neuen, viel fürchterlicheren Krieg zu verhindern?«⁴⁴⁴ Auch Helga Born positionierte sich und schrieb, sie habe beide Weltkriege erlebt, den ersten als Kind. Am Ende ihres Erinnerungsberichts, in dem sie

437 Ebd.

438 Oettner: Wir müssen nur durchhalten; Rehmet: Ich freute mich auf den Einsatz.

439 Sehr eindrücklich bei: Born: Das Vergewaltigen war noch im vollen Gange; Bauer: Siege rot unterstreichen; Streckebach-Knopf: Tag und Nacht Keller. Kürzer bei: Kötting: Mein schönster Tag.

440 Born, Helga: Das Vergewaltigen war noch im vollen Gange, S. 57–61.

441 Im Zuge dieser neuen, feministischen Beschäftigung mit dem Thema wurde auch der heute sehr bekannte Erinnerungsbericht von »Anonyma« wieder entdeckt, der zuvor in der bundesdeutschen Öffentlichkeit kaum Aufmerksamkeit erhalten hatte. Vgl. Saal, Yuliya von: Anonyma: Eine Frau in Berlin. Geschichte eines Bestsellers, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, H. 67 (2019), S. 343–376, hier: S. 358.

442 Zur Bewegung gegen Gewalt gegen Frauen vgl. Lenz: Die neue Frauenbewegung, S. 281–353.

443 Schmidt-Harzbach, Ingrid: Nun geht mal beiseite, ihr Frauen! Serie Nachkrieg II, in: *Courage*, H. 7 (1982), S. 47–54; dies.: Eine Woche im April. Berlin 1945. Vergewaltigung als Massenschicksal, in: *Feministische Studien*, Jg. 3, H. 2 (1984), S. 51–65; dies.: Doppelt besiegt; dies.: Das Vergewaltigungssyndrom. Frauen im April 1945, in: Norbert Seitz/Lothar Baier (Hg.): Die Unfähigkeit zu feiern. Der 8. Mai, Frankfurt a.M. 1985, S. 79–91.

444 Streckebach-Knopf: Tag und Nacht Keller, S. 48.

die Lage der deutschen Frauen in Berlin mit der ständig präsenten Bedrohung der sexuellen Gewalt durch sowjetische Soldaten beschrieben hatte, hob sie die weibliche Opferchaft in kriegerischen Handlungen deutlich hervor:

»Die Verlierer sind in jedem Falle die Frauen. Als Frau sage ich ganz entschieden ›Nein‹. Männer machen Geschichte. Nicht wir Frauen sitzen an den Konferenztischen und unterzeichnen Verträge. Was im Namen des Volkes geschieht, geschieht nicht in meinem Namen. [...] Wir haben ein Recht auf unser Leben, es nach unserer weiblichen Vorstellung zu verwirklichen.«⁴⁴⁵

Besonders interessant erscheint der Kommentar von Gisela Rehmet, die als junge Lazarettschwester das Kriegsende erlebte und von ihrer Flucht über die Elbe berichtete. Sie reflektierte zunächst ihren persönlichen Umgang mit der Erinnerung ihrer Erlebnisse und was es bei ihr persönlich ausgelöst habe, diese für das *Courage*-Sonderheft aufzuschreiben: »Als ich eure Bitte las, etwas über die Kriegs- und Nachkriegszeit aufzuschreiben, dachte ich, ich würde nicht mehr allzuviel zusammenkriegen. Dann fing ich an zu schreiben. Es war, als wäre ein Damm gebrochen, die Erinnerung überflutete mich richtig.«⁴⁴⁶ Darüber hinaus stellte sie die Vermutung an, dass die *Courage*-Redakteurinnen eher nach Berichten von verfolgten oder widerständigen Frauen suchten, was laut des Aufrufs für die Einsendung von Berichten ja explizit nicht der Fall war: »Obwohl ich annehme, daß ihr mehr Erlebnisse jener Frauen sucht, die im Widerstand waren oder selbst verfolgt wurden, ist es für euch vielleicht ganz interessant, auch mal von jemand zu hören, der damals ›dafür‹ war, gutgläubig und voller Idealismus, und sich auch jetzt dazu bekennt«⁴⁴⁷.

Dies gibt wieder, welchen Eindruck Gisela Rehmet möglicherweise allgemein hatte; dass Erzählungen von Deutschen im Widerstand oder Verfolgung öffentlich als interessant erschienen, Alltagserzählungen – gerade von ›Sympathisant*innen‹ des Regimes – jedoch nicht. Auch Maja Bauer führte mit einem kurzen Kommentar in ihren mehrseitigen Erinnerungsbericht ein und reflektierte ihre Position durchaus kritisch: »Wir damals haben nur überleben wollen. Duckmäuse waren wir.«⁴⁴⁸ Mit dieser Verallgemeinerung schloss sie jedoch von ihrem Verhalten auf andere und relativierte damit gleichzeitig ihre eigene Passivität.

Durch ihren Ansatz, Frauen zum freien Schreiben über ihre subjektiven Erfahrungen aufzufordern, ermöglichte es die *Courage*-Redaktion, dass die Darstellungen der Zeitzeuginnen als Opfer des Krieges unkommentiert und ohne Einordnung in den historischen Zusammenhang veröffentlicht und verbreitet wurden. Das war insofern problematisch, da die Frauen, die diese Beiträge eingereicht hatten, der deutschen Täter*innengesellschaft angehörten. Insbesondere der Fokus auf die Kriegszeit – und dies war ja mit dem Aufruf der *Courage* der geforderte Zeitraum, um den sich die Erzählungen

445 Born: Das Vergewaltigen war noch im vollen Gange, S. 61.

446 Rehmet: Ich freute mich auf den Einsatz, S. 54.

447 Ebd.

448 Bauer: Siege rot unterstreichen, S. 7.

drehen sollten – ermöglichte es, aus ihrer subjektiven Perspektive von Leid und Entbehrungen der Zeit zu berichten. Ihr Verhältnis und Verhalten zum beziehungsweise im NS-Regime wurde fast gar nicht zur Sprache gebracht, ob sie vom Regime profitiert oder ihm zugestimmt hatten, blieb unklar.

Dieser Fokus auf die ›deutsche Opferschaft‹ reiht sich in Viktimisierungsrhetoriken seit dem Kriegsende ein, die die deutsche Bevölkerung als doppeltes Opfer stilisierten – zunächst als Opfer einer eng umgrenzten ›Nazi-Clique‹, die das Volk hereingelegt habe, dann als Opfer der alliierten Armeen, von Luftkrieg und Vertreibung.⁴⁴⁹ Außerdem findet sich dieses Phänomen der persönlichen Erzählungen von Opferschaft auch in familiären Tradierungsformen.⁴⁵⁰ Bei dieser Form des Erinnerns – im kommunikativen Gedächtnis von Familien – kommen persönliche Faktoren wie die Eltern-Kind-Bindung hinzu. Dies verhindere ein Gespräch über Zustimmung zum Nationalsozialismus oder gar über Täterschaft, was sich unter anderem darin zeige, dass der Tradierungstyp »Opferschaft« in Familiengesprächen »mit Abstand das am häufigsten auftretende Strukturmerkmal«⁴⁵¹ sei. Dies treffe sowohl auf die Erzählungen der männlichen Miterlebenden, die von Soldatentum und Fronterlebnissen berichteten, als auch auf die Erzählungen der weiblichen Familienmitglieder zu, deren Berichte meist um die sogenannte »Heimatfront« kreisten.⁴⁵²

Der Fokus auf das – unbestritten historisch verbürgte und persönlich erfahrene – Leid und die Entbehrungen in der Kriegs- und Nachkriegszeit nivellierte die verschiedenen Hintergründe der Frauen, die als ein Opferkollektiv imaginiert wurden. Dies überdeckt, dass es durchaus Frauen gab, die keine große Not leiden mussten und es reiht auch Täterinnen und Unterstützerinnen des Regimes in dieses Opfernarrativ mit ein.⁴⁵³ Die Erzählungen in der feministischen Zeitschrift *Courage* stützten dieses in der westdeutschen Gesellschaft verbreitete Opfernarrativ, bestärkten und veranschaulichten es. Sie stehen in einer Reihe von erinnerungspolitischen und psychologischen Viktimisierungsstrategien der deutschen Nachfolgegesellschaft, die nach Samuel Salzborn in der Summe mit dazu führten, dass eine Aufarbeitung der NS-Vergangenheit, die mit einem

449 Frei: 1945 und wir; Moeller, Robert G.: The Politics of the Past in the 1950s: Rhetorics of Victimization in East and West Germany, in: William John Niven (Hg.): Germans as Victims. Remembering the Past in Contemporary Germany, Basingstoke 2006, S. 26–42; Wittlinger, Ruth: Taboo or Tradition? The ›Germans as Victims‹ Theme in West Germany until the early 1990s, in: Niven: Germans as Victims, S. 62–75; Salzborn, Samuel: Kollektive Unschuld. Die Abwehr der Shoah im deutschen Erinnern, Leipzig 2020, S. 27–66; Brechtken, Magnus: Einleitung, in: ders.: Aufarbeitung des Nationalsozialismus, S. 9–19.

450 Welzer/Moller/Tschuggnall: »Opa war kein Nazi«; Jensen: Geschichte machen; Wachsmuth, Iris: NS-Vergangenheit in Ost und West. Tradierung und Sozialisation, Berlin 2008. Für Österreich: Reiter, Margit: Die Generation danach. Der Nationalsozialismus im Familiengedächtnis, Innsbruck/Wien/Bozen 2006.

451 Jensen: Geschichte machen, S. 377.

452 Ebd., S. 96.

453 Margit Reiter stellte in ihrer österreichischen Studie fest, dass es sogar überzeugten Nationalsozialistinnen gelungen sei, ihren Statusverlust nach Kriegsende oder die von den Alliierten angeordnete Rückgabe ›arisierter‹ Eigentums als große Ungerechtigkeit darzustellen; vgl. Reiter: Die Generation danach, S. 200–202.

Schuldeingeständnis und der Überwindung von Antisemitismus einhergehen müsste, bis heute nicht gelungen sei.⁴⁵⁴

Es wurden nur vier Leserinnenbriefe zum Sonderheft veröffentlicht, was auf eine verhaltene Resonanz schließen lässt. Im *Courage*-Heft 2/1981 erschien zunächst ein weiterer langer Bericht einer 1940 geborenen Leserin, der sich mit seinem Stil und Thematik – Kriegserlebnisse, anekdotenhafte Erzählungen – ganz in das Sonderheft hätte eingliedern lassen können.⁴⁵⁵ Drei Zuschriften in der März-Ausgabe der *Courage* 1981 geben ein diverses Bild der Beurteilung des Hefts wieder. Rosa Sachsenheimer schrieb, sie sei »sehr bewegt« gewesen, deckten sich die Schilderungen in den Erinnerungsberichten doch mit ihren persönlichen Erfahrungen, die sie als 1913 Geborene an diese Zeit habe. Sie lobte: »Sie haben wirklich eine eindrucksvolle Dokumentation vom Leiden und Leisten der deutschen Frauen zusammengestellt.«⁴⁵⁶ Auch ist interessant, dass Rosa Sachsenheimer schrieb, sie habe sich das Heft gekauft, nachdem sie eine Besprechung dazu in der *Badischen Zeitung* gelesen habe. Die *Courage* wurde demnach überregional wahrgenommen und zumindest diese konservative Zeitung verwies offenbar auf dieses Thema. Das ist umso bemerkenswerter, da die *Courage*-Redaktion 1981 mehrfach auf die finanziellen Probleme ihrer Zeitung hinwies, und in diesem Zusammenhang berichtete, dass die Sonderhefte 3 (»Alltag im 2. Weltkrieg«) und 4 (»Mädchen«) sich nicht gut verkauft hätten.⁴⁵⁷ Neben einem weiteren, knappen Lob einer Leserin problematisierte eine dritte Zuschrift jedoch deutlich, welchen Eindruck die Erinnerungsberichte in der Gesamtschau hinterließen. Die Verfasserin Ingrid Griepenburg aus Bremen habe sich zurückhalten müssen, um ihrer »Empörung« gemessen Ausdruck verleihen zu können:

»Irgendwie entspricht mir das zu genau dem nazistischen Frauenbild, ich kanns [sic!] einfach nicht glauben. Nun gab es im 2. Weltkrieg einen Alltag, der bedeutend anders aussah als oben geschildert. Für sehr viele deutsche Frauen war das permanente Todesangst: Angst vor Verhaftung und Konzentrationslager bei politischen Frauen, Angst vorm Abtransport in ein Vernichtungslager, weil die Religionszugehörigkeit darüber entschieden hatte, ob Frau (und ihre Kinder) leben durfte oder vergast gehörte.«⁴⁵⁸

Ingrid Griepenburg kritisierte mit aller Deutlichkeit, dass die »Alltagsberichte« nur um das Erleben der nicht-verfolgten, deutschen Frauen – also der Täter*innengesellschaft – kreiste. Mit ihrer Wortwahl verwies sie darauf, dass es nicht »Fremde« waren, die in dieser Gesellschaft von »Verhaftung« und »Abtransport« bis hin zur Ermordung bedroht waren, sondern »sehr viele deutsche Frauen«. Sie schloss damit Verfolgte in die Gesellschaft mit ein. Obwohl die Leserin die antisemitische Verfolgung explizit machte, da sie von »Vernichtungslagern« schrieb, vermied sie es doch, die Mehrheit der Opfer als jene zu be-

454 Salzborn: Kollektive Unschuld, S. 18–22, S. 83–102.

455 Sachsenheimer, Rose: Alltag im 2. Weltkrieg. Leserinnenbriefe, in: *Courage*, H. 3 (1981), S. 59.

456 Alltag im 2. Weltkrieg. Leserinnenbriefe, in: *Courage*, H. 3 (1981), S. 59.

457 *Courage*-Redaktion: In eigener Sache, 1981.

458 Alltag im 2. Weltkrieg. Leserinnenbriefe.

nennen, als welche sie verfolgt und ermordet worden waren: als Jüdinnen*Juden.⁴⁵⁹ Auch die »politischen Frauen« spezifizierte sie nicht weiter und erwähnte auch keine anderen Opfergruppen, etwa Sinti*zze und Roma*nja, Homosexuelle oder »Polinnen«, wie es an anderen Stellen in der feministischen Öffentlichkeit ausgedrückt wurde.⁴⁶⁰ Die Vermeidung, jüdisch Verfolgte klar zu benennen und diese unter »Religionszugehörigkeit« zu verklassifizieren erscheint sehr umständlich, wengleich durch diese Formulierung von den nationalsozialistischen Rassekategorien Abstand genommen wurde.⁴⁶¹

4.3.4 »Serie Nachkrieg« in der *Courage* (1982) – feministische Forschung zu sexueller Gewalt und das Bild der Trümmerfrau

Von Juni bis September 1982 veröffentlichte die *Courage*-Redaktion innerhalb der regulären Hefte, die monatlich erschienen, eine vierteilige »Serie Nachkrieg«. Die Schwerpunktsetzung dieser Serie bestärkte, was schon der Themenzuschnitt des Sonderhefts von 1980 vorgegeben hatte: die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus reduziert auf den Krieg und seine Folgen für die deutsche Bevölkerung, wobei der Fokus auf der Betroffenheit der Zivilbevölkerung lag. Die ersten zwei der vier Beiträge hatte Ingrid Schmidt-Harzbach geschrieben, die Teile ihrer Forschungen zur unmittelbaren Nachkriegszeit darstellte.⁴⁶² Den Auftakt bildete der Artikel »Die Lüge von der Stunde Null«, der sich über neun Seiten erstreckte und mit vielen historischen Aufnahmen der städtischen Kriegstrümmer bebildert war. Zum Auftakt der Nachkriegs-Serie beschrieb ein Redaktionskommentar die Motivation der Autorin und die Vorgehensweise ihrer Forschungen:

»Ingrid Schmidt-Harzbach hat – ausgehend von ihrer eigenen biographischen Neugier: wohinein bin ich damals vor etwa 40 Jahren eigentlich geboren worden? – Dokumente gesammelt, ältere Frauen selber gefragt, authentisches Material aufgestöbert über jene »Nachkriegszeit«. [...] Gibt es Anknüpfungspunkte der neuen Frauenbewegung, der Friedensfrauen, zu jenen so selbstverständlich »starken Frauen« unserer Müttergeneration, den Trägerinnen des Überlebens im Krieg und nach 1945?«⁴⁶³

459 Als religiöse Gruppe verfolgten die Nationalsozialisten Zeugen Jehovas; die nationalsozialistische Judenverfolgung fußte auf rassistischen und antisemitischen Motiven, das Religionsbekenntnis der Verfolgten war dabei irrelevant.

460 Vgl. die Beispiele in Kapitel 3.1.4. und 5.2.1. Auf die Ignoranz gegenüber Jüdinnen gehe ich ausführlich in Kapitel 5.1 ein.

461 Auch in den Texten zur Ausstellung »Frauenalltag und Frauenbewegung« wurde überwiegend von »Ariern« und »Nicht-Ariern« geschrieben, siehe Kapitel 3.2.4.

462 Ingrid Schmidt-Harzbach (1941–1991) war Diplom-Politologin und jahrelang als Dozentin in Volkshochschulen und am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaften an der Freien Universität Berlin tätig. Sie war von 1968 an in verschiedenen Gruppen der neuen Frauenbewegung engagiert und Mitgründerin der Berliner Sommeruniversitäten für Frauen und der Berliner Geschichtswerkstatt. Sie forschte vor allem zu Frauen in der Nachkriegszeit. Ihr Nachlass ist nicht überliefert. Vgl. Braun, Carola von: Ingrid Schmidt-Harzbach, in: Emma, H. 11 (1991), S. 8; Helwerth, Ulrike: Ingrid Schmidt-Harzbach ist tot, in: taz, 25.09.1991, S. 4.

463 Schmidt-Harzbach: Die Lüge von der Stunde Null, S. 32.

Am Anfang stand also die »eigene biographische Neugier«, die Frage nach der eigenen Herkunft und danach, was die NS-Vergangenheit mit dem eigenen Leben zu tun gehabt hat. Danach habe sich Schmidt-Harzbach »auf eigene Faust« dieser Zeit und dieses Themas angenommen, durch Recherchen, jedoch auch durch Befragen von Frauen, die den Nationalsozialismus als Erwachsene miterlebt hatten.⁴⁶⁴ Zuletzt steht die Frage nach »Anknüpfungspunkten«; dies drückt das Bedürfnis aus, sich selbst in der Geschichte zu verorten, Vorbilder und Vorgängerinnen zu finden, die das eigene Handeln (historisch) legitimierten. Die »ganz normalen Frauen« aus der »Müttergeneration« eigneten sich nun auch als Vorbild, seien es doch »starke Frauen« gewesen, »Trägerinnen des Überlebens«. Ingrid Schmidt-Harzbach positionierte sich danach zum Einstieg in ihren Text selbst und führte ihr Verhältnis zu ihrer Mutter als Ausgangspunkt ihrer Auseinandersetzung an:

»Viele Jahre meines Lebens hat die Vorstellung: ich möchte nicht so sein wie meine Mutter – mich daran gehindert, ihre Stärke zu sehen und damit auch zu mir selbst zu finden. Weil ich nur ihre Ohnmacht, ihre Anpassung sah. Wieviel Mißachtung habe ich sie spüren lassen für ihre Liebe und Arbeit, die mich im Krieg und Nachkrieg am Leben erhielten.«⁴⁶⁵

Ähnlich wie Sabine Zurmühl es einleitend für das Sonderheft »Alltag im 2. Weltkrieg« formuliert hatte, folgte aus dieser Einsicht des beschwerlichen Kriegs- und Nachkriegsalltags eine neue Gesprächsbereitschaft der Töchtergeneration. Ausgehend von dieser Prämisse, die Last der Alltagsbewältigung habe ein stärkeres politisches Engagement der Frauen in der Nachkriegszeit verhindert, beschrieb Schmidt-Harzbach die prekäre Versorgungslage, die Zerrüttung der Familien und das veränderte Verhältnis zwischen den Geschlechtern, was sie mit den hohen Scheidungszahlen und zeitgenössischen Zeitungsartikeln zu dem Thema belegte.⁴⁶⁶ Schmidt-Harzbach zitierte dabei auch aus der katholischen Frauenzeitung *Der Regenbogen*, in der 1946 die Frage nach der Mitschuld der Frauen am Krieg und Nationalsozialismus damit abgetan wurde, das Kriegerische sei dem Wesen der Frau völlig fremd. Diese Frauenzeitschriften trugen in der Nachkriegszeit entscheidend dazu bei, das Bild der am Nationalsozialismus unschuldigen Frauen zu verbreiten und sie als »Wegweiserinnen« in eine neue Zeit medial zu inszenieren.⁴⁶⁷ Dies stand im Kontext einer öffentlichen Debatte über die neue Geschlechterordnung nach dem Krieg, und auch konservative männliche Publizisten waren daran beteiligt, Frauen als tatkräftige Heldinnen des Wiederaufbaus zu beschreiben, wie Till van Rahden nachweist.⁴⁶⁸ An dieses Frauenbild knüpften die ersten politischen Ehrungen und

464 Ingrid Schmidt-Harzbach hatte auch Kontakt zu Hilde Radusch, siehe Kapitel 4.2.3; während ihrer jahrelangen Forschungsarbeiten über Frauen in der Nachkriegszeit führte sie viele Zeitzuginnen-Gespräche. Zur eigenen Forschungspraxis: Schmidt-Harzbach: Nun geht mal beiseite, ihr Frauen!, S. 54.

465 Schmidt-Harzbach: Die Lüge von der Stunde Null, S. 33.

466 Ebd., S. 36–40.

467 Krauss: Trümmerfrauen, S. 743–744.

468 Rahden, Till van: Im Herbst der Patriarchen. Demokratie und Männlichkeit in der frühen Bundesrepublik, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, Jg. 69, H. 4 (2021), S. 689–699.

Denkmalinitiativen in den frühen 1950er Jahren an. Die Formierung der Erinnerungsfigur »Trümmerfrau« nahm hier ihren Anfang.⁴⁶⁹

Eine Beteiligung von Frauen an den Verbrechen des Nationalsozialismus, ja auch eine Zustimmung zum Regime, diskutierte Schmidt-Harzbach nicht. Die Handlungs- und Erfahrungswelt der Frauen sei eine grundsätzlich andere gewesen:

»Was da zusammenbrach, war eine Männerwelt – der nationalsozialistische Männlichkeitswahn, die Autorität des Ritters und Kriegers, der auszog, die Welt zu erobern [...] Für die meisten Frauen gab es diesen Bruch nicht. Denn in der Nachkriegszeit setzt sich der Überlebenskampf gegen Hunger, Kälte und Krankheit weiter fort.«⁴⁷⁰

Aus dieser Feststellung heraus ist die Überschrift »Die Lüge von der Stunde Null« formuliert. Schmidt-Harzbach widersprach damit der vermeintlichen Zäsur vom Kriegsende 1945 für die deutschen Frauen, die weiterhin einen Überlebenskampf geführt hätten.

Die Betonung der historischen Opferschaft von Frauen muss in dieser Analyse in die feministischen Strömungen dieser Zeit eingebettet werden. Sowohl im Differenz- als auch im Gleichheitsfeminismus, die sich insofern unterscheiden, ob sie die Geschlechterdifferenzen betonten oder nicht, waren Männer die potentiellen Gewalttäter gegen Frauen.⁴⁷¹ Die neue Frauenbewegung machte öffentlich auf die gesellschaftliche Missachtung von Opfern aufmerksam und trug entscheidend zu dem Kulturwandel bei, in dem sich die Zuschreibung von Opferschaft ab den 1980er Jahren merkbar ausweitete.⁴⁷² Während sich Feministinnen um 1968 noch als »widerständig Handelnde« begriffen haben, sei es Alice Schwarzer gewesen, die mit ihrem Bestseller »Der kleine Unterschied« 1975 die Frau als Opfer diskursiv in die Bewegung eingeführt habe, so resümiert die Soziologin Ilse Lenz.⁴⁷³ Sie habe mit ihrer »radikale[n] Kritik von männlicher Gewalt und sexueller Unterordnung und Ausbeutung«⁴⁷⁴ die Anklage von Vergewaltigungen und sexuellem Missbrauch in die breite Öffentlichkeit getragen. Mit dem von ihr vertretenen radikalen Gleichheitsfeminismus sprach sie sich zwar gegen eine Hervorhebung vermeintlicher »weiblicher« Werte und Eigenschaften aus, machte jedoch auch vehement auf Frauen als Opfer von Gewalt aufmerksam.⁴⁷⁵ Lenz sieht nach 1980 in der Frauenforschung allerdings eine tendenzielle Dominanz differenzfeministischer Ansätze:

»Der Preis war, dass die Unterscheidung zu Männern bestimmend wurde und die Gemeinsamkeiten zwischen den Geschlechtern zurücktraten. Ob in der feministischen Berufs-, Familien-, Moral- oder Technikforschung – die Annahme wurde rasch popu-

469 Kramer: Ikone des Wiederaufbaus, S. 259–263.

470 Schmidt-Harzbach: Die Lüge von der Stunde Null, S. 34.

471 Lenz: Die neue Frauenbewegung, S. 360.

472 Goltermann: Opfer, S. 191–201, S. 236–237.

473 Lenz: Die neue Frauenbewegung, S. 106.

474 Ebd., S. 360.

475 Ebd. Alice Schwarzer und ihre Mitstreiterinnen kritisierten solche Strömungen unter der Zuschreibung einer »neuen Weiblichkeit« scharf, siehe hierzu auch Kapitel 5.2.2.

lär, dass Frauen eher beziehungs- oder fürsorgeorientiert und Männer eher sachlich-rational denken und handeln würden.«⁴⁷⁶

Die problematischen Anteile des Opferbegriffs brachen in der feministischen Theoriebildung und Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus im Laufe der 1980er Jahre auf: Der Dualismus von ›Täter vs. Opfer‹ wurde infrage gestellt und die Prägung und Einhegung von Menschen und ihrer Gestaltungs- und Handlungsfähigkeit durch ihr Umfeld stärker diskutiert.⁴⁷⁷ In Bezug auf die historische Auseinandersetzung dominierte, wie gezeigt, die Betrachtung der unmittelbaren historischen Ereignisse, die Frauen unbestritten zu Opfern von Krieg, Vertreibung und sexueller Gewalt werden ließen. Die feministische Erinnerungskultur ermöglichte so auch, dass Opfer von sexueller Gewalt zu Kriegsende ihr Schweigen brachen und aus ihrer Erfahrungsperspektive berichteten.

Diese historische Erfahrung der deutschen Frauen nach Kriegsende (mit Fokus auf Berlin) ist auch Thema des zweiten ausführlichen Berichts von Ingrid Schmidt-Harzbach, mit dem die *Courage* ihre »Serie Nachkrieg« fortsetzte. In dem Artikel »Nun geht mal beiseite, ihr Frauen« legte Ingrid Schmidt-Harzbach über acht Seiten, mit vielen großformatigen Bildern ergänzt, Teile ihrer Forschung zum Kriegsende und zur unmittelbaren Nachkriegszeit in Berlin dar.⁴⁷⁸ Ihr Schwerpunkt lag dabei auf der Arbeitsmarktsituation für Frauen und ihre Beteiligung an Entrümmerungsarbeiten sowie den massenhaften Vergewaltigungen als »Kollektiverfahrung«. Sie ging auch auf Möglichkeiten der Abtreibung, Prostitution und sexuelle Verhältnisse von deutschen Frauen mit Besatzungssoldaten ein und berührte hiermit eine Reihe von Tabu-Themen, die erst die neue Frauenbewegung zur Sprache gebracht hatte. Der Artikel ist die erste ausführliche Darstellung von Vergewaltigungen zu Kriegsende 1945 in der feministischen Öffentlichkeit, die auf historischen Forschungsarbeiten beruhte.⁴⁷⁹ Zuvor war dieses Thema prominenter in den Erinnerungsberichten im *Courage*-Sonderheft zum Zweiten Weltkrieg (1980) und in der Rezeption des Films »Deutschland, bleiche Mutter« (1980) behandelt worden, wie ich oben aufgezeigt habe.

Vor Ingrid Schmidt-Harzbachs Forschungen war es die US-Amerikanerin Susan Brownmiller, die zu Vergewaltigungen auch in historischen Kontexten und in Kriegen publiziert hatte. Sie definierte Vergewaltigung nicht als Triebtat eines Einzelnen, sondern als machtvoll Instrument im Patriarchat, um Frauen in ständiger Bedrohung zu halten. Ihr Buch »Gegen unseren Willen« erschien 1978 auf Deutsch und hatte als »bahnbrechende[s] Grundlagenwerk« großen Einfluss auf die deutsche Bewegung gegen Gewalt an Frauen.⁴⁸⁰ Alice Schwarzer erinnerte sich in ihrer Autobiografie an einen Auftritt von Susan Brownmiller auf dem internationalen »Tribunal Gewalt gegen Frauen«

476 Lenz: Die neue Frauenbewegung, S. 360.

477 Ebd., S. 365–366.

478 Schmidt-Harzbach: Nun geht mal beiseite, ihr Frauen!, S. 52.

479 Vgl. die Auswahlbibliografie der internationalen Forschungsgruppe »Sexual Violence in Armed Conflict«, URL: [https://svac.his-online.de/\(04.11.2023\)](https://svac.his-online.de/(04.11.2023)).

480 Lenz: Die neue Frauenbewegung, S. 284–285. Zur Bewegung gegen Gewalt gegen Frauen, die vor allem häusliche Gewalt öffentlich machte, Frauenhäuser gründete und gesetzliche Maßnahmen zur stärkeren Verfolgung und Kriminalisierung von Gewalttaten in Partnerschaften, Ehen und Familien forderte, vgl. ebd., S. 281–354.

1976 in Brüssel: »Die amerikanische Jüdin ist die Erste, die auch über die systematischen Vergewaltigungen deutscher Frauen im Zweiten Weltkrieg vor allem durch die sowjetischen ›Befreier‹ spricht.«⁴⁸¹ Die Zeitschrift *Emma* hatte 1977 vorab zwei lange Passagen aus »Gegen unseren Willen« veröffentlicht, in denen Brownmiller Vergewaltigungen in historischer Perspektive behandelte. Darin thematisierte sie Vergewaltigungen im Krieg, sexuelle Gewalt von deutschen Soldaten und SS-Männern gegenüber jüdischen Frauen (in der Pogromnacht 1938 und in Ghettos) und auch die Massenvergewaltigungen von deutschen Frauen durch sowjetische Soldaten am Ende des Zweiten Weltkriegs.⁴⁸² In einem zweiten Teil legte sie die soziale und politische Geschichte von Vergewaltigung dar.⁴⁸³ Auch die Bremer Frauenzeitschrift *Gesche* veröffentlichte Passagen aus »Gegen unseren Willen«, allerdings erst 1981 und in einem Sonderheft zum Thema »Vergewaltigung«. Die hier veröffentlichten Ausschnitte bezogen sich auf verschiedene historische und kriegerische Zusammenhänge, darunter in einem kurzen Abschnitt auch auf die deutsche Wehrmacht während des Zweiten Weltkriegs.⁴⁸⁴

Die Rezeption von »Gegen unseren Willen« belegt unter anderem, wie wichtig der theoretische und inhaltliche *input* des US-amerikanischen Feminismus für die neue Frauenbewegung in der Bundesrepublik war.⁴⁸⁵ In der feministischen, historischen Frauenforschung waren es mehrere US-Amerikanerinnen mit deutsch-jüdischen Wurzeln, die entscheidende Impulse gaben und auch Streitpunkte aufwarfen.⁴⁸⁶ Es muss jedoch festgehalten werden, dass die sexuelle Gewalt gegen verfolgte Frauen im Nationalsozialismus in der feministischen Öffentlichkeit zu Beginn der 1980er Jahre weniger Aufmerksamkeit zuteilwurde, als den Massenvergewaltigungen von deutschen, nicht-verfolgten Frauen zu Kriegsende. Für letzteres konnten sich die feministischen Darstellungen an zwei erinnerungskulturell und geschichtspolitisch bedeutende Erzählungen anschließen, die in der deutschen Gesellschaft schon virulent waren und in den 1980er Jahren erneut Auftrieb bekamen: jene über die Vertriebenen und die über die Trümmerfrauen.

Nach der Historikerin Elizabeth Heineman wurde die millionenfach erlebte, vor allem weibliche Erfahrung von Flucht, Vertreibung und Vergewaltigung als Sinnbild deutscher Opferschaft verallgemeinert.⁴⁸⁷ Dies half, eine nationale Identität der westdeut-

481 Schwarzer: Lebenslauf, S. 340.

482 Außer den o.g. Verbrechenkomplexen thematisierte sie auch die sexuelle Gewalt von US-Soldaten an vietnamesischen Frauen im Vietnam-Krieg, vgl. Brownmiller, Susan: vergewaltigung: krieg gegen frauen, in: *Emma*, H. 10 (1977), S. 30–37.

483 Brownmiller, Susan: vergewaltigung: waffe des mannes, in: *Emma*, H. 11 (1977), S. 8–14.

484 Krieg und Vergewaltigung. Auszüge aus Susan Brownmiller: GEGEN UNSEREN WILLEN, Vergewaltigung und Männerherrschaft, in: *Gesche Frauenzeitung* aus Bremen, H. September (1981), S. 22–24.

485 Isabel Heinemann hat anhand der Frauengesundheitsbewegung dargestellt, dass der transnationale Austausch hier nicht als ›Einbahnstraße‹ zu begreifen ist. Siehe Heinemann, Isabell: Frauen und ihre Körper. Reproduktives Entscheiden in den Ratgebern der US-amerikanischen und westdeutschen Frauengesundheitsbewegungen, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, Jg. 69, H. 2 (2021), S. 125–137.

486 Siehe auch Kapitel 4.1. und 6.1.2.

487 Heineman, Elizabeth: Die Stunde der Frauen. Erinnerungen an Deutschlands ›Krisenjahre‹ und westdeutsche nationale Identität, in: Naumann: Nachkrieg, S. 149–177, hier: S. 156–172.

schen Nachfolgesellschaft zu stabilisieren, wobei die Konstruktion einer Erinnerung an die Erfahrungswelt der ›gewöhnlichen Deutschen‹ die Erfahrungen der Verfolgten und Widerständigen ausschloss.⁴⁸⁸ Die Gewalt an deutschen Frauen diente in den Nachkriegsjahrzehnten oft als Metapher für geschichtspolitische Viktimisierung. Damit ging eine Symbolisierung dieser Gewalt einher, in der die öffentliche Schilderung individuellen Leids lange unerwünscht war.⁴⁸⁹ Über Vergewaltigungen wurde dabei nicht grundsätzlich geschwiegen, sie waren vielmehr allgemein bekannt, wurden jedoch in eine Reihe mit anderen Kriegsfolgen und -leiden gestellt und damit ›normalisiert‹.⁴⁹⁰ Die Trümmerfrau als Erinnerungssikone war dabei die zweite Seite derselben Medaille. Sie steht für die deutsche Frau, die sich trotz ihrer Opferschaft durch Flucht, Vertreibung und erlebter Gewalt für den Wiederaufbau und die Zukunft Deutschlands ›auf-opferte‹.⁴⁹¹ Leonie Treber, die nachweisen konnte, dass die ›historischen‹ Trümmerfrauen im Wesentlichen ein Berliner Phänomen waren, sieht die feministische Erinnerung und Erforschung der weiblichen Erfahrungen in Krieg und Nachkriegszeit als einen wichtigen Faktor dafür, dass der ›Mythos‹ der deutschen Trümmerfrau sich in den 1980er Jahren als Erinnerungsfigur für die gesamte Bundesrepublik etablierte.⁴⁹² Damit wurde die Trümmerfrau auch aus ihrem historischen Kontext herausgelöst und zu einer allgemeinen oder stellvertretenden Gedenkikone.⁴⁹³ Ingrid Schmidt-Harzbach ging in ihrem 1982 veröffentlichten Artikel der »Serie Nachkrieg« auch auf die Trümmerfrauen ein, verbat sich jedoch jedwede Heroisierung. Schmidt-Harzbach kritisierte ein reduziertes Bild der »Trümmerfrau«, indem sie schrieb:

»Die Berliner Trümmerfrauen wurden zum Symbol des deutschen ›Wiederaufbauwillens‹. [...] Wie Heldinnen werden die Trümmerfrauen in den Tageszeitungen des Nachkriegsberlin gefeiert: [...] Diese Arbeit war sichtbar und wurde deswegen gesellschaftlich anerkannt, weil sie in den Bereich öffentlicher Arbeit fiel. Die weniger spektakuläre, ebenso harte Überlebensarbeit der ›Heldinnen des Tages‹ hingegen wird selten genannt, geschweige denn gefeiert. Die Arbeit der Trümmerfrauen war eine Form von Zwangsarbeit. Um nicht zu verhungern, mußten sie um die begehrte Lebensmittelmarke II kämpfen – und die bekamen sie dafür.«⁴⁹⁴

488 Ebd., S. 152.

489 Saal: Anonyma, S. 357–358; Mühlhäuser, Regina: Vergewaltigungen in Deutschland 1945. Nationaler Opferdiskurs und individuelles Erinnern betroffener Frauen, in: Naumann: Nachkrieg, S. 384–408.

490 Grossmann, Atina: Das Schweigen, das es nie gab. Sexuelle Gewalt durch Soldaten der Roten Armee in Berlin 1945, in: Gaby Zipfel/Regina Mühlhäuser/Kirsten Campbell (Hg.): Vor aller Augen. Sexuelle Gewalt in bewaffneten Konflikten, Hamburg 2021, S. 497–520.

491 Kramer, Nicole: Volksgenossinnen an der Heimatfront. Mobilisierung, Verhalten, Erinnerung, Göttingen 2011, S. 320–335.

492 Ein weiterer Grund seien die öffentliche Debatte um die Anerkennung des neu eingeführten »Babyjahres« für über 65-Jährige Rentnerinnen im Zuge einer Rentenreform gewesen. Treber verweist auf die zeitliche Parallelität und die Wechselwirkungen dieser beiden Debatten. Treber: Mythos Trümmerfrauen, S. 387.

493 Ebd.

494 Schmidt-Harzbach: Nun geht mal beiseite, ihr Frauen!, S. 48.

Diese Darstellung deckt sich mit der aktuellen Forschung.⁴⁹⁵ Ingrid Schmidt-Harzbach hat also schon Anfang der 1980er Jahre dargestellt, dass die Enttrümmerungsarbeiten von Frauen in Berlin kein selbstloser Dienst an der Gemeinschaft waren, sondern dass sie damit einer Erwerbsarbeit nachgingen oder in einigen Fällen zur Trümmerräumung zwangsrekrutiert wurden.⁴⁹⁶ Mit der von ihr mehrfach verwendeten Bezeichnung »Zwangsarbeit« stellte Schmidt-Harzbach die Frauen der deutschen Täter*innengesellschaft jedoch semantisch in eine Linie mit den millionenfachen Opfern der NS-Zwangsarbeit. Sie sei für »viele Frauen alltäglich« gewesen: »In Berlin griffen Kommandos der Roten Armee wahllos Frauen auf der Straße auf [...], um sie für kurzfristige Arbeiten einzusetzen.«⁴⁹⁷ Neben der Enttrümmerung seien Frauen vor allem in Berufen vertreten gewesen, die schlecht bezahlt gewesen seien und keine Aufstiegs- oder Qualifizierungsmöglichkeiten geboten hätten.⁴⁹⁸ Schmidt-Harzbach ergänzte ihre Darstellungen mit mehreren Ausschnitten aus dem seit der deutschen Wiederauflage im Jahr 2003 sehr bekannten autobiografischen Bericht »Eine Frau in Berlin«, dessen Autorin auch auf die Versorgungslage und Alltagsnöte detailliert einging.⁴⁹⁹ Damit bewertete Schmidt-Harzbach die spezifische Arbeit der Trümmerfrauen anders, nicht heroisierend, und relativierte ihre Bedeutung im Hinblick auf die täglich zu leistende Aufbau- und Überlebensarbeit von Frauen. Für letztere fand sie letztlich dieselben positiven Zuschreibungen der Aufopferung von Frauen – völlig ungeachtet ihrer sozialen und politischen Position in NS-Deutschland – und trug somit dazu bei, die »Trümmerfrau« als Symbol einer ganzen Frauengeneration mit Bedeutung anzureichern.⁵⁰⁰

Das Motiv der Opferschaft und der Aufopferung der deutschen Frauen findet sich gleichzeitig in den Diskursen über Vertriebene, die ebenfalls in den 1980er Jahren einen erneuten Aufschwung erfuhren. Dabei sei eine Akzentuierung der weiblichen Betroffenheit festzustellen, wie der Historiker Stephan Scholz anhand von Vertriebenen Denkmälern nachweist; in den 1980er Jahren mehrten sich die Darstellung von Frauen und Kindern als Vertriebenen Gruppen.⁵⁰¹ Dies sei ein entscheidender Wandel in der verge-

495 Treber: Mythos Trümmerfrauen, S. 199–240; Krauss: Trümmerfrauen, S. 738–741.

496 Treber: Mythos Trümmerfrauen, S. 392–397; Krauss: Trümmerfrauen, S. 740.

497 Schmidt-Harzbach: Nun geht mal beiseite, ihr Frauen!, S. 47.

498 Ebd., S. 47–51.

499 Saal: Anonyma.

500 Nicole Kramer sieht in den Debatten zur sog. »Mütterrente« in den 1980er Jahren den entscheidenden Impuls für die Formierung einer weiblichen Erinnerungsgemeinschaft unter dem Begriff der »Trümmerfrauen«: »Mit den einstigen Enttrümmerungsarbeiterinnen hatte die Generation der »Trümmerfrauen« wenig zu tun, vielmehr fielen all jene darunter, die auf ihre Erfahrungen als Evakuierte, Soldatenfrauen und Kriegserwitwen, Luftkriegsgeschädigte, Flüchtlinge oder Vertriebene zurückblickten und daraus eine spezifische Anspruchshaltung ableiteten. Kein Denkmal und keine Ordensverleihung hätte den Begriff der »Trümmerfrauen« so popularisieren können, wie die medialen und parlamentarischen Debatten über die rentenrechtliche Benachteiligung der »Trümmerfrauen.« Kramer: Volksgenossinnen an der Heimatfront, S. 331.

501 Scholz, Stephan: Zwischen Viktimisierung und Heroisierung. Geschlechtermotive im deutschen Vertreibungsdiskurs, in: K. Erik Franzen/Martin Schulze Wessel (Hg.): Opfernarrative. Konkurrenzen und Deutungskämpfe in Deutschland und im östlichen Europa nach dem Zweiten Weltkrieg, München 2012, S. 69–84, hier: S. 78–79.

schlechtlichten Erinnerung an die Vertreibung gewesen, sei es doch in den 1950er Jahren noch üblich gewesen, ganze Familien in Vertriebenenedenkmalern darzustellen.⁵⁰²

Die Redaktion der *Courage* setzte die »Serie Nachkrieg« mit zwei weiteren Beiträgen fort. Diese machten Deutungsangebote für die Frage nach der politischen Einflussnahme von Frauen nach Kriegsende. Während Frauen im Krieg und den unmittelbaren Nachkriegsjahren als durchaus Handlungsfähige portraitiert worden waren, die den Umständen trotzten und das Überleben ihrer Familie sicherten, erschienen sie seit der Zeit der deutsch-deutschen Staatsgründungen als passiv.⁵⁰³ Die Regisseurin Helma Sanders-Brahms erzählte mit ihrem Film »Deutschland, bleiche Mutter« diese Entwicklung der »Normalisierung« der Verhältnisse durch die Rückkehr der Männer und der Etablierung der Kleinfamilie in den 1950er Jahren als patriarchale Unterdrückung (siehe oben). Auch in der Mythisierung der Trümmerfrauen spielt das Thema der Nichtbeachtung der weiblichen Leistungen in den chaotischen Monaten nach Kriegsende eine Rolle, so sprach der Bundespräsident Richard von Weizsäcker in seiner berühmten Rede am 8. Mai 1985 von den Heldentaten der deutschen Frauen und dass diese nach Rückkehr der Männer »oft wieder zurückstehen« mussten.⁵⁰⁴ Während sich die Lebensverhältnisse konsolidierten, blieb die politische Arbeit von Frauen weitgehend unsichtbar und scheinbar wirkungslos. Es gab zwar einige wiedergegründete bürgerliche Frauenverbände, die unter Eindruck des entstehenden Kalten Krieges linke Traditionen aus ihrer Arbeit ausschlossen und somit die pluralistischen feministischen Politiken aus der Zeit vor 1933 nicht fortführten.⁵⁰⁵ Die historische Frauenforschung der 1980er Jahre suchte auch in dieser Hinsicht nach historischen Protagonistinnen und strebte danach, diese scheinbar leere Zeit weiblichen Handelns zu füllen.⁵⁰⁶

502 Scholz, Stephan: »Als die Frauen ihren Mann stehen mussten«. Geschlechtermotive im bundesdeutschen Vertreibungsdiskurs, in: Ariadne – Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte, H. 59 (2011), S. 32–37. Scholz sieht neben der Aufwertung weiblicher Opferschaft die Abwertung der deutschen Männer bzw. deren stärkere Wahrnehmung als potentielle Täter als Erklärung für diese Veränderung vergeschlechtlichter Erinnerung.

503 Robert G. Moeller stellt dar, wie die westdeutsche Nachkriegsgesellschaft sich mit der Rückkehr der männlichen Kriegsgefangenen als *imagined community* konsolidierte. In der öffentlichen Darstellung komplettierten die heimkehrenden Männer die Familien, die allegorisch für die deutsche Nation standen, und erlösten die Frauen von der Bürde der von ihnen verlangten Stärke. Diese konnten sich daraufhin wieder ins Private zurückziehen; die Geschlechterordnung war – unter neuen Vorzeichen einer veränderten Männlichkeit – wieder hergestellt, vgl. Moeller, Robert G.: Heimkehr ins Vaterland. Die Remaskulinisierung Westdeutschlands in den fünfziger Jahren, in: Militärgeschichtliche Zeitschrift, H. 2 (2001), S. 403–436. Zum veränderten Männlichkeitsbild in der frühen Bundesrepublik, vgl. die Beiträge in: Gotto, Bernhard/Seefried, Elke (Hg.): Männer mit »Makel«. Männlichkeiten und gesellschaftlicher Wandel in der frühen Bundesrepublik, Berlin/Boston 2017.

504 Zitiert nach: Kramer: Volksgenossinnen an der Heimatfront, S. 336.

505 Wolff: Ein Traditionsbruch?, S. 273–274.

506 Vgl. exemplarisch die schon 1986 in Auftrag gegebene Studie zum politischen Wirken von Frauen in Berlin, Genth u.a.: Frauenpolitik und politisches Wirken. Nori Möding hält die weibliche Beteiligung an dem politischen Wiederaufbau der Bundesrepublik für gering, sie resümiert: »Manches Forschungsprojekt ist mit der Absicht begonnen worden, die Chancen der Frauenemanzipation in der Nachkriegszeit aufzuzeigen. Doch inzwischen wird eher resigniert eingeräumt, daß diese

Die *Courage* veröffentlichte in diesem Zusammenhang erneut Erlebnisberichte von Zeiteuginnen. Unter dem Titel »Trotz POM und Eigelb-Pulver – die Situation war nicht rosig«⁵⁰⁷ berichteten Helga Born und Elsbeth Kötting, von denen schon im Sonderheft »Alltag im 2. Weltkrieg« (1980) Beiträge veröffentlicht worden waren, von ihren Erinnerungen an die Währungsreform und Berlin-Blockade 1948. Ob sie diese Berichte schon bei dem damaligen Aufruf für das Sonderheft eingesandt hatten oder sie auf Rückfrage der Redaktion für dieses Thema angefertigt hatten, wird aus der Veröffentlichung nicht ersichtlich. Elsbeth Kötting wurde als Autorin des längeren Berichts eingehender vorgestellt und erschien dabei als eine Frau, mit der sich die jüngeren Feministinnen aufgrund ihres politischen Engagements durchaus identifizieren konnten. Kötting stamme aus einer SPD-Familie und sei »traditionsgemäß« direkt nach Kriegsende in die Partei eingetreten.⁵⁰⁸ Aktuell, also 1982, sei sie in der »AL-Friedensgruppe Neukölln« aktiv.⁵⁰⁹ Sie behandelte in ihrem Bericht auch den Umgang mit ehemaligen NSDAP-Angehörigen zur Besatzungszeit und erwähnte, in dem Fleischverarbeitungsbetrieb, in dem sie Arbeit gefunden hatte, habe es koschere Schlachtungen »für jüdische Mitbürger« gegeben.⁵¹⁰ Kötting erschien somit, im Ansatz auch schon in ihrem Bericht im Sonderheft, als skeptische Beobachterin der NS- und Nachkriegsgesellschaft.⁵¹¹ Sie erschien als eine Frau, die »auf der richtigen Seite der Geschichte« gestanden und nie vom Nationalsozialismus profitiert hatte.

Auf die Frage, warum sich Frauen nach 1945 nicht stärker in der Politik engagiert hätten, hatte Ingrid Schmidt-Harzbach in ihrem Artikel über die »Stunde Null« schon eine Antwort gefunden: »Die Frage an unsere Mütter: Warum habt ihr angesichts der Trümmerlandschaft nicht mehr Einfluß auf die offizielle Politik genommen, um den Frieden zu sichern? führt immer wieder zum Alltag zurück.«⁵¹² Die Herausforderungen des Alltags hätten es Frauen verunmöglicht, mehr an der Bildung neuer politischer und gesellschaftlicher Strukturen mitzuarbeiten. Die Feministinnen der 1970er und -80er Jahre konnten das nachvollziehen.⁵¹³ Der die »Serie Nachkrieg« abschließende Artikel von

Untersuchungen wohl von allzu großem Optimismus getragen waren.«, Möding, Nori: Die Stunde der Frauen? Frauen und Frauenorganisationen des bürgerlichen Lagers, in: Martin Broszat/Hans Woller/Klaus-Dietmar Henke (Hg.): Von Stalingrad zur Währungsreform. Zur Sozialgeschichte des Umbruchs in Deutschland, 3. Auflage, München 1990, S. 619–647, hier: S. 623.

507 Kötting, Elsbeth/Born, Helga: Trotz POM und Eigelb-Pulver – die Situation war nicht rosig. Serie Nachkrieg III, in: *Courage*, H. 8 (1982), S. 40–43.

508 Ebd., S. 40.

509 Ebd., S. 43.

510 Ebd. Zitat Kötting.

511 Kötting: Mein schönster Tag.

512 Schmidt-Harzbach: Die Lüge von der Stunde Null, S. 35.

513 Ähnlich auch Zurmühl: In eigener Sache. Das Verständnis der jüngeren Frauen erstaunt jedoch auch: Die Feministinnen der neuen Frauenbewegung begegnetem dem, was sie als gesellschaftliche Unterdrückungsstrukturen erkannten mit Lösungsstrategien, z.B. mit der Kampagne »Lohn für Hausarbeit«. Auch der Anstoß für die Gründung des Aktionsrates zur Befreiung der Frau 1968 war die Schwierigkeit von Müttern, sich an der politischen Arbeit in der APO zu beteiligen, die Lösungsstrategie waren u.a. die Kinderladenbewegung und die politische »Schulung« von Frauen, siehe Kapitel 2.1.

Verena Schuster: »Freiheit, Gleichheit und unsere verfluchte Lust, glücklich zu sein«⁵¹⁴ rundete die Entlastungsargumentation für die politische Nicht-Beteiligung der Müttergeneration ab, produzierte aber auch einige Widersprüche. Schuster schilderte die Situation der politisch und historisch ›Davongekommenen‹, der um 1930 Geborenen, die als Heranwachsende zwar in den NS-Massenorganisationen sozialisiert wurden, aber zu jung waren, um zum Beispiel an Kriegseinsätzen beteiligt worden zu sein. Zudem habe sie durch ihre geografische Herkunft Glück gehabt, wie sie mehrfach betonte:

»1948/49: Ich hatte Glück. Und Glück hatte damals zum Beispiel, wer 18 Jahre alt war und in einer bayrischen Landgemeinde im Einzugsbereich von München lebte. Wir hausten nie in den Trümmern unserer Wohnungen, auf den Feldern und in den Gärten wuchsen immer die Kartoffeln... Mein Jahrgang war auch sonst gerade noch einmal davongekommen: kaum Erfahrungen in BDM und HJ, keine Luftwaffenhelferinnen-Schicksale, die jungen Männer nicht massenhaft weggeschossen... In braune Marchenschaften hatte man uns noch nicht aktiv verstrickt, aber wir wußten: Politik ist ein schmutziges Geschäft, damit wollten wir nichts zu tun haben. Wir galten als Generation ohne Ideale, skeptisch, aber lebensstüchtig.«⁵¹⁵

Mehr noch als die generationelle Lage war es die geografische Herkunft, die Verena Schuster vor den Kriegsfolgen bewahrt hatte. Dieser Aspekt wird in der *Courage* jedoch nicht weiter aufgegriffen. In der Serie dominierte zuvor die Forschung von Ingrid Schmidt-Harzbach, die vor allem über Berlin arbeitete. Berlin war sowohl im Hinblick auf die Eroberung durch die sowjetische Armee und die letzten Kriegstage sowie in der Nachkriegszeit als geteilte Stadt ein Sonderfall. Dass die Erlebnisse von Frauen in Krieg und Nachkriegszeit entscheidend davon abhingen, wo sie sich in diesen Zeiträumen aufhielten, blieb in den Dokumentationen der Erinnerungen im *Courage*-Sonderheft (1980) und in den Artikeln zur Nachkriegszeit (1982) unberücksichtigt. Eine Differenzierung der weiblichen Lebenswelten nach den geografisch unterschiedlichen Bedingungen – so bot das Land auch eine andere Versorgungslage als in den Städten vorherrschte – entkräftet auch das schlichte Argument, dass die katastrophalen Lebensbedingungen insbesondere Frauen daran gehindert hätten, sich am politischen Aufbau Deutschlands zu beteiligen. Verena Schuster machte ein anderes Erklärungsangebot: Die Ursache für den Rückzug der Frauen aus der (politischen) Öffentlichkeit sah sie darin, dass Politik aufgrund der Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus als »schmutziges Geschäft«⁵¹⁶ angesehen wurde. Ihre Generation der um 1930 Geborenen sei auch in Abgrenzung zur in der Weimarer Republik sozialisierten Elterngeneration ›unpolitisch‹ geworden. Sie erläuterte danach ausführlich die Aufbruchstimmung in der jungen Bundesrepublik und die Sehnsucht der jungen Frauen nach Genuss und schöner Mode.⁵¹⁷

514 Schuster, Verena: Freiheit, Gleichheit und unsere verfluchte Lust, glücklich zu sein. Serie Nachkrieg IV, in: *Courage*, H. 9 (1982), S. 39–47.

515 Ebd., S. 39.

516 Ebd.

517 Ebd., S. 45–47.

Die Analyse der *Courage*-Hefte zeigt: Die *Courage* stellte – nicht widerspruchsfreie – Deutungsangebote und Erinnerungsbilder zu weiblichem Leben und Handeln im Krieg und in der Nachkriegszeit zur Verfügung und verlieh diesen durch die veröffentlichten Erinnerungsberichte und Quellen der Alltagsgeschichte eine hohe Authentizität. Die Redakteurinnen und Autorinnen suchten nach diesen Quellen und Erinnerungsberichten aus einem neuen Identifikationsbedürfnis und Verständnis für die eigene Mütter-Generation heraus. Frauen, die in der NS-Gesellschaft sozialisiert und nicht verfolgt worden waren, konnten über ihr individuelles Leid berichten. Ihre Erfahrungen wurden durch die Rezeption in der feministischen Öffentlichkeit mit Bedeutung angereichert und erhielten damit Einzug in die feministische Erinnerungskultur. Der intuitive Zugang über das intergenerationelle Gespräch führte zur Sammlung neuer, alltagsgeschichtlicher Quellen. Die Erzählungen lieferten außerdem einen Erklärungsansatz für den in der Frauenbewegung verbreiteten Vorwurf, Frauen hätten sich in der als Emanzipationszeit verstandenen Nachkriegszeit aus dem politischen Leben zurückgezogen.⁵¹⁸

Die Anwendung von »Erfahrung« als erkenntnisleitender Kategorie erzeugte im Hinblick auf die Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit aber auch gravierende Probleme und Schief lagen. Die Aufwertung persönlicher Betroffenheit führte zur identifikatorischen Aufwertung des Leidens und Erlebens der deutschen, nicht-verfolgten Gesellschaft. Dies verstärkte die Gedenkkone der Trümmerfrau, die sich zur Erinnerungsfigur einer ganzen Frauengeneration entwickelte, und hatte Anteil an der Tradierung deutscher Opfergeschichten. Die Erzählungen und (auch visuellen) Darstellungen in der *Courage* passen somit in ein nationales Erinnerungsnarrativ deutscher Opferschaft, das durch die Aufwertung subjektiver Geschichte(n) und der diskursiven Positionierung von Frauen als Opfer zu Beginn der 1980er Jahre eine Verstärkung erfuhr. Die Verhandlung dieses Themas in der feministischen Erinnerungskultur weist jedoch die Qualität auf, Frauen und den Gewaltopfern unter ihnen zu ermöglichen, subjektiv von ihren Erfahrungen zu berichten. Somit entwickelte sich ein Betroffenheitsdiskurs, der später auf die Verfolgungsoffer des Nationalsozialismus ausgeweitet werden konnte.

Weitere Buchpublikationen und Formate wie »Erzählcafés« führten dieses intergenerationelle Gespräch in den 1980er Jahre weiter.⁵¹⁹ So steht das breit rezipierte Buch »Wie wir das alles geschafft haben« der Soziologinnen Sibylle Meyer und Eva Schulze exemplarisch für die Etablierung des Erinnerungsbildes, die gesamte Frauengeneration, die als (junge) Erwachsene den Krieg und die Nachkriegszeit miterlebt haben, als Trümmerfrauen-Generation anzuerkennen.⁵²⁰ Projekte der Geschichtsvermittlung mit einem feministischen Ansatz mussten dabei nicht länger im Alternativraum der feministischen

518 Dies ist hier nur als Erklärungsansatz zu verstehen, der gewisse Vorannahmen über weibliches Handeln in der Nachkriegszeit und den 1950er Jahren bestätigte. Wie oben gezeigt, wandten sich einige Frauenforscherinnen auch der Nachkriegszeit zu.

519 Dörr, Bea/Kaschuba, Gerrit/Maurer, Susanne: »Endlich habe ich einen Platz für meine Erinnerungen gefunden«. Kollektives Erinnern von Frauen in Erzählcafés zum Nationalsozialismus, Herbolzheim 1999; Maurer, Susanne: »Da spricht man ja sonst nicht drüber«. Feministische Geschichtsarbeit und kollektives Gedächtnis, in: metis – Zeitschrift für historische Frauenforschung und feministische Praxis, Jg. 8, H. 15 (1999), S. 48–55.

520 Meyer, Sibylle/Schulze, Eva (Hg.): Wie wir das alles geschafft haben. Alleinstehende Frauen berichten über ihr Leben nach 1945, München 1984, S. 7–8. Dieses Buch, vom Berliner Senat geför-

Öffentlichkeit verbleiben, sondern wurden seit Beginn der 1980er Jahre verstärkt in die ›breite Öffentlichkeit‹ getragen. Ein Beispiel ist ein Projekt im West-Berliner Stadtteil Schöneberg mit dem Titel »Das war eine Zeit...‹ Stationen im Leben von Frauen während der Zeit des Nationalsozialismus«. ⁵²¹ Das vom Kunstamt Berlin-Schöneberg und der Landeszentrale für politische Bildung geförderte Interviewprojekt wurde von 1982 bis 1983 durchgeführt und war von vornherein nicht für ein spezifisch feministisches oder (links-)alternatives Publikum konzipiert. Die Projektmitarbeiter*innen führten 19 Einzelinterviews durch und arrangierten für zehn der Interviewpartnerinnen im Anschluss einen regelmäßigen Erzählkreis. ⁵²² Die Projektmitarbeiter*innen nannten ihre Vorgehensweise »produkt-orientiert[en]«, da sie sich in der zweiten Arbeitsphase ganz auf die Form der Vermittlung ihrer Ergebnisse konzentrierten. ⁵²³ In ihrem 1984 veröffentlichten Resümee schrieben sie, das Ergebnis, eine »Ton-Dia-Serie«, solle in »Seniorenheimen, Schulen, Jugendfreizeitheimen und -bildungsstätten« ⁵²⁴ gezeigt werden.

Diese Themen und Bilder weiblich codierter Opferschaft, die wie gezeigt schon seit der Nachkriegszeit in der deutschen Gesellschaft zirkulierten, erhielten in der öffentlichen Erinnerungskultur der 2000er Jahre einen bemerkenswerten Wiederaufschwung. Zahlreiche Medien, von Film und Fernsehen, über Magazine und Literatur, befassten sich wieder verstärkt mit deutscher und insbesondere weiblicher Opferschaft im Nationalsozialismus: Die öffentlich-rechtlichen Fernsehanstalten belebten diese Erinnerungsnarrative mit Filmen wie »Dresden« (2006), »Die Flucht« (2007), »Die Gustloff« (2008) und »Anonyma – Eine Frau in Berlin« (2008). ⁵²⁵ *Der Spiegel* lancierte ab 2002 eine umfangreiche Serie mit Begleitpublikationen zur NS-Geschichte, in der deutsches Leid betont und deutsche Schuld unterbelichtet wurde. ⁵²⁶ Dies korrespondierte mit revisionistischen Initiativen von Schriftstellern wie Günter Grass und Jörg Friedrich, die den deutschen Opfererfahrungen der Versenkung des Evakuierungs-Schiffes »Wilhelm Gustloff« im Januar 1945 und der Bombardierung Dresdens im Februar 1945 literarische Denkmäler setzten. ⁵²⁷ Der TV-Mehrteiler »Unsere Mütter, unsere Väter« (2013) manifestierte die Annahme einer weitgehend homogenen Eltern- oder Großelterngeneration

dert, wurde auch in *Emma* beworben: Schulze, Eva/Meyer, Sibylle: Trümmer-Frauen, in: *Emma*, H. 5 (1985), S. 30–34.

521 Fernkorn/Förder/Zwaka.: »Mit Ihnen kann ich darüber sprechen, mit meiner Tochter konnte ich das nie!«, S. 123.

522 Ebd.

523 Ebd., S. 124–125.

524 Ebd., S. 130.

525 Schultz: *Der Nationalsozialismus im Film*, S. 366–368, S. 435–457.

526 Russo, Chantal: Spiegel-Serien: Deutsche Opfer, in: Fischer/Lorenz: *Lexikon der »Vergangenheitsbewältigung«*, S. 352–353.

527 Janssen, Ute/Fischer, Torben: Günter Grass: Im Krebsgang, in: Fischer/Lorenz: *Lexikon der »Vergangenheitsbewältigung«*, S. 349–351; Ruckert, Laura: Jörg Friedrich: Der Brand, in: Fischer/Lorenz: *Lexikon der »Vergangenheitsbewältigung«*, S. 347–349. Zum Kontext vgl. exemplarisch: Franzen, K. Erik: In der neuen Mitte der Erinnerung. Anmerkungen zur Funktion eines Opferdiskurses, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, Jg. 51, H. 1 (2003), S. 49–53; Welzer, Harald: Schön unscharf. Über die Konjunktur der Familien- und Generationenromane, in: *Mittelweg* 36, H. 13 (2004), S. 53–64; Süß, Dietmar: Erinnerung an den Luftkrieg in Deutschland und England, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Jg. 55, H. 18/19 (2005), S. 1–7.

nicht nur im Titel, sondern auch in der Figurenzeichnung der deutschen, nicht-verfolgten Hauptcharaktere, die nur im verhängnisvollen Kontext des Zweiten Weltkriegs zu Opfern ihrer eigenen Taten werden.⁵²⁸ Auch der Buchmarkt wird bis heute gesättigt von Erzählungen einer »Kriegskinder-Generation« auf der einen, und der Hervorhebung weiblicher Überlebenskraft in Krieg und Nachkriegszeit auf der anderen Seite.⁵²⁹ »Im neueren Kriegskinder-Diskurs sind letztlich alle Opfer ihres Kriegstraumas, einschließlich der Naziältern«⁵³⁰, hält Christina von Hodenberg fest. Dem Arrangement und den Erzählungen des Sonderhefts der *Courage* von 1980 erstaunlich ähnlich ist die Publikation »Wir haben wieder aufgebaut. Frauen der Stunde null erzählen«⁵³¹ von 2011, die in einer neueren Auflage auch mit einer Trümmerfrauen-Fotografie auf dem Titel aufwartet.

In der feministischen Öffentlichkeit kritisierten einige Frauen jedoch schon in den 1980er Jahren die Hervorhebung weiblicher Opferschaft im Nationalsozialismus und wiesen auf das teilweise fehlleitende Bedürfnis der Identifikation mit den älteren Frauen hin. Diese Opfererzählungen der deutschen, nicht-verfolgten Frauen in der feministischen Erinnerungskultur standen in einem spannungsvollen Verhältnis zur Auseinandersetzung mit den im Nationalsozialismus Verfolgten und ihren Nachkommen, wie ich in Kapitel 5 zeigen werde.

4.4 Zusammenfassung

In der feministischen Erinnerungskultur nahm das Interesse an einer strukturellen Systemanalyse schnell ab und wurde durch das große Interesse an individuellen Erfahrungen abgelöst. Diese zeigten sich unter den Modi der Identifikation und Selbsterzählung als charakteristisch für die feministische Erinnerungskultur zum Nationalsozialismus.

In der sich entwickelnden akademischen Frauenforschung war die Frage nach Identifikation von Anfang Bestandteil einer theoretische Grunddebatte. Die historische Frauenforschung stand sowohl mit der universitären Geschichtswissenschaft als auch mit den Ansprüchen der Frauenbewegung potentiell in Konflikt. In meiner Analyse habe ich aufgezeigt, wie Feministinnen in den Anfangsjahren der Frauenforschung in zweierlei

528 Classen, Christoph: Unsere Nazis, unser Fernsehen, in: Zeitgeschichte-online, 2013, URL: <https://zeitgeschichte-online.de/film/unsere-nazis-unser-fernsehen> (04.11.2023). Der Film löste wegen der Zeichnung der polnischen Figuren als grobschlächtig und antisemitisch auch eine geschichtspolitische deutsch-polnische Debatte aus, zusammenfassend: Röger, Maren: »Ihre Mütter, ihre Väter«. Die Reaktionen in Polen auf den ZDF-Mehrteiler »Unsere Mütter, unsere Väter« – Ein Themenschwerpunkt, in: Zeitgeschichte-online, 2014, URL: <https://zeitgeschichte-online.de/themen/ihre-mutter-ihre-vater> (04.11.2023).

529 Ulrike Jureit stellt fest, dass die Generation der »Kriegskinder« dieselbe ist, die sich auch als »68er«-Generation identifizierte, und vermutet »dass es sich hierbei um eine zweite Variante generationeller Selbstbeschreibung handelt, die zwar vom anklagenden zum selbstreferentiellen Gestus gewechselt hat, die aber am Nationalsozialismus als generationelles Bezugsereignis unbeirrt festhält.«, Jureit: Generationenforschung, S. 52.

530 Hodenberg: Das andere Achtundsechzig, S. 72.

531 Meiners, Antonia/Hamm-Brücher, Hildegard: Wir haben wieder aufgebaut. Frauen der Stunde null erzählen, München 2011.

Hinsicht über Teilhabe und Deutungshoheit stritten: Erstens stand in Frage, wer an der feministischen Wissensproduktion über die (Frauen-)Geschichte beteiligt sein konnte. Die Initiatorinnen der Sommeruniversitäten für Frauen erkannten schon früh, dass ihr Anspruch, mit ihrer Veranstaltung ›alle Frauen‹ zu erreichen, nur schwer umgesetzt werden konnte. Die Frauen, die die Historikerinnentreffen organisierten, taten dies mit dem Bewusstsein, dass sich ein Kreis etablierender Akademiker*innen professionalisieren wollte. Die Pionierinnen der historischen Frauenforschung verfügten durch ihr Wirken in der feministischen Öffentlichkeit über erinnerungskulturelle Deutungsmacht und Stimmgewalt, wurden dafür aber auch aus der Frauenbewegung heraus kritisiert. Zweitens wurde diskutiert, wie unter dem Anspruch einer feministischen Identifikation mit älteren Frauen und der von ihnen geäußerten Deutung von Geschichte umgegangen werden konnte. Insbesondere die (miterlebte) Zeit des Nationalsozialismus erforderte von den jüngeren Feministinnen, sich selbst zu ihrem Identifikationsbedürfnis mit älteren Frauen zu positionieren.

An die in der historischen Frauenforschung geführten Diskussionen anschließend, konnte ich das Gespräch und die Identifikation mit älteren Frauen als wesentliche Elemente der feministischen Erinnerungskultur herausstellen. Dies bezieht sich nicht nur auf die Anfänge der akademischen Disziplin, sondern auf die gesamte feministische Öffentlichkeit, in der Erinnerung an den Nationalsozialismus verhandelt wurde. Dabei waren mehrere Gruppen für das intergenerationelle Gespräch bedeutsam.

Erstens waren Lesben und Frauen aus dem politischen Widerstand wichtige Gesprächspartnerinnen und Vorbilder, die sich für die jüngeren Feministinnen zur Identifikation eigneten. Die feministische Erinnerungskultur tauschte sich dabei auch mit der Erinnerungskultur der Verfolgtenverbände aus. Dass ehemalige Widerstandskämpfer*innen gegen den Nationalsozialismus ihre Bewegung unterstützten, diente Feministinnen als ideelle Ressource. Das Gespräch mit diesen Zeitzeug*innen und die Veröffentlichung von ihren Erinnerungsberichten erfuhren in der feministischen Öffentlichkeit keine wissenschaftliche Einordnung, sondern dienten zur historischen Selbstvergewisserung und als Sammlung von historischen Erfahrungen. Die feministische Öffentlichkeit wurde so – gedächtnisaktivistisch – zu einem Ort der Speicherung von widerständigem Handeln im Nationalsozialismus. Die genauere Untersuchung von der als Kommunistin verfolgten und lesbischen Aktivistin Hilde Radosch zeigt auf, welche unterschiedlichen Rollen ältere Frauen in der neuen Frauenbewegung einnehmen konnten. Ihr Status von einer Aktivistin und Verbündeten wandelte sich im Laufe der Zeit dahingehend, dass sie zunehmend die Position einer Zeitzeugin einnahm.

Zweitens suchten Feministinnen das Gespräch mit Frauen aus der Müttergeneration. Die deutschen, nicht-verfolgten Frauen standen zwar auch unter dem Verdacht, im Nationalsozialismus mitgewirkt zu haben, konnten jedoch mit den feministischen Auffassungen über systemische Patriarchate entlastet werden. Sie dienten somit zur Identifikation unter Vorbehalt. Um sich mit den Handlungsspielräumen von Frauen im NS-Regime auseinandersetzen zu können, öffneten Feministinnen sich für ihre subjektiven Erzählungen. Die feministische Erinnerungskultur integrierte demnach schon Ende der 1970er und Anfang der 1980er Jahre die Erinnerungen ›ganz normaler‹, das heißt nicht-verfolgter deutscher Frauen.

Feministinnen, die sich auch aus einem akademischen Interesse mit dem Nationalsozialismus befassten, konnten als wichtige Impulsgeberinnen für die feministische Erinnerungskultur identifiziert werden. Dies waren insbesondere Gisela Bock, Ingrid Schmidt-Harzbach und Irene Stoehr, die für *Courage* schrieben. Sie vermittelten Wissen und aktuelle Forschungsfragen aus der historischen Frauenforschung zum Nationalsozialismus in die feministische Öffentlichkeit. Doch auch jenseits der historisch forschenden Feministinnen treten einige Akteurinnen deutlich hervor; so befasste sich die *Courage*-Redaktion regelmäßig mit historischen Themen, mit den Biografien der eigenen Mütter und veröffentlichte eine Reihe von Interviews und Portraits älterer Frauen. Mit dem Sonderheft zum Alltag im Zweiten Weltkrieg 1980 ermöglichte *Courage* eine erste umfangreiche Veröffentlichung von Erinnerungsberichten von Frauen, die sich thematisch auf ihre Erfahrungen von Flucht, Bombenkrieg und sexueller Gewalt durch alliierte Soldaten fokussierten. Diese Themen behandelte auch der Film »Deutschland, bleiche Mutter« (1980), der in der feministischen Öffentlichkeit breit rezipiert wurde. Die Zeitschrift *Emma* war in dieser Hinsicht etwas anders aufgestellt. Alice Schwarzer selbst schien das Thema Nationalsozialismus jedoch sehr wichtig, da sie es mehrfach in ihrem Editorial behandelte und sich auch persönlich mit ihrem Verhältnis zur NS-Erinnerung auseinandersetzte. *Emma* verwies außerdem wiederholt auf Buchveröffentlichungen in dem Feld.

Die Einschlüsse durch Identifikation erzeugten auch Ausschlüsse, die im folgenden Kapitel im Zentrum stehen. Dieses thematisiert die Herausforderungen in der feministischen Erinnerungskultur, die auch aus dem bis hierher aufgezeigten Identifikationsbedürfnis in der Erinnerungspraxis resultierten.

